Brandung

Brandung

Novelle

von

Alfred Stoeßel

Leipzig
Verlag von Robert Friese Sep.-Cto.
1895

I.

Ach! Solch ein Kopfschmerz!

Mir ist, als wäre mein Hirn losgelöst in meinem Kopfe und brodelte darin, wie heißes Wasser an dem Feuer.

Ich fürchte, es sprengt mir die Schädeldecke entzwei.

Das helle Sonnenlicht, dessen tausend Strahlen abertausendmal von dem weithin leuchtenden Meere wiedergespiegelt werden, bereitet mir Schmerzen. Die frische, kühle Luft des Sommermorgens, die von der See herüberweht, raubt mir den Atem und verursacht mir Beklemmungen.

Ich liege tief eingegraben in dem feinen, weißen Sande oben auf der Düne, weitab von dem Badeplatze. Das Buch, in dem ich zu lesen versuchte, habe ich lange zugeklappt und achtlos

beiseite geworfen, und ich gebe mir nun Mühe zu schlafen.

Aber die Brandung läßt mir keine Ruhe.

Die gleichmäßigen, sanften Wellen, die von draußen an das Land kommen und sich da brechen, sind es nicht, die mich stören. Im Gegenteil. Sie sind mir wie das Schaukeln einer Wiege und ich fühle, wie mir der Schlummer naht. Dann aber wirft die See mit einem Male eine ungeheure Woge an das Land, die dagegen anstürmt, als wollte sie es zerstören, und die von dem festen, unerschütterlichen Strande zurückgeworfen, prasselnd in sich zusammenbricht, mit einem Aufschrei zurück und ihren nachdrängenden Genossinnen in die Arme fällt.

Dann fahre ich erschreckt aus dem traumhaften Halbschlummer empor, in den ich allmählich verfallen. Die müden Lider öffnen sich und ich werfe einen Blick auf das Seebild zu meinen Füßen.

Die Brandung tost, das Meer leuchtet, ein Dampfer zieht seine rauchige Spur an dem wolkenlosen Himmel, und läßt den heiseren Ton

seiner Pfeife erschallen, wie er vorübereilt, ein paar helle Segel glänzen in der Ferne, und von dem Badeplatze her mischt sich ein eigentümliches Geräusch in die Musik des Meeres, ein einziger Ton; aber entstanden aus dem Gewirre von vielen hunderten von Lauten und nur durch die Entfernung abgedämpft und zu der einen merkwürdigen Note verdichtet.

Es klingt wie ein lang ausgehaltener Ton auf der Violine, die jemand etwa einige Stockwerke über uns spielt, und die Meereswogen führen die Begleitung aus zu der seltsam eintönigen Melodie, laut und aufdringlich.

Ich werde diesen unbestimmten Ton nicht los. Immer und immer wieder klingt er mir in die Ohren. Ich höre ihn heraus auch aus dem stärksten Brausen der Fluten, und dann wenden sich meine Augen nach der Richtung, woher er erklingt, und ich sehe zahllose Punkte, große und kleine, in rastloser Bewegung durcheinanderwirbeln, wie ein Heer von Infusorien unter dem Mikroskop.

Aber ich weiß, was diese Punkte bedeuten.

Ich sehe die ganze Gesellschaft deutlich vor mir. Den bayerischen Bierkönig aus meinem Hotel mit seiner zahlreichen Familie, die flotte Ungarin mit ihrem stets größer werdenden Gefolge schmachtender Verehrer, den berühmten Schriftsteller mit dem Kreis von Damen um ihn her, die ihn anhimmeln, die unvermeidlichen Engländer, die geputzten Holländerinnen, die schöne Wiener Banquiersfrau mit ihrem etwa 6 Jahre alten Söhnchen, die erst seit wenigen Tagen hier ist, und mit mir auf demselben Korridor wohnt — sie alle, alle.

Warum verfolgt mich nur dieses Bild? War es nicht, um jenem Treiben zu entgehen, das mir zuwider ist und mich langweilt in seinem ewigen Einerlei, daß ich ihm heute entfloh? Ich will Ruhe haben vor dieser faden Gesellschaft!

Ja Ruhe!

Ich bemühe mich, an etwas Anderes zu denken. Ich folge der Spur des Dampfers, der inzwischen schon recht weit draußen ist in der offenen See, und beobachte jede seiner Bewegungen.

Aber der helle Sonnenschein, der voll und

breit auf dem blanken Spiegel des Meeres lagert blendet mich, und ich vermag nicht lange meine Aufmerksamkeit auf das immer kleiner werdende Schiff zu richten.

Ich schließe die Augen, die mich brennen und versuche wieder, mich von dem sanften Geplätscher der vorsichtig landenden Wellen in Schlummer wiegen zu lassen.

Doch mein Kopf schmerzt noch immer, noch immer raubt die frische Brise mir den Atem und verursacht mir Beklemmungen, und unaufhörlich dringt jener seltsame Ton, der nie verstummt, von dem Badeplatze zu mir herüber und führt mir wieder das Leben dort unten vor Augen, vor dem ich geflohen.

Warum reise ich nicht fort von hier?

Die Seeluft thut mir nicht gut! Sie drückt mich nieder, statt mich zu erfrischen. Ich müßte in die Berge. Meine ohnehin sich leicht gehen lassende, passive Natur müßte aufgerüttelt werden, nicht eingeschläfert durch dieses gemächliche Strandleben. Ich muß Widerstände überwinden, Berge ersteigen, Höhen erklimmen, kämpfen und ringen

mit der Natur. Das wäre das Rechte für mich. In diesem Schlaraffenleben schwindet auch der letzte Rest von Energie in mir dahin. Fort! Fort!

Ja, wenn mein Kopf mich nur nicht so schmerzte! Schon der Gedanke ans Reisen macht mich schaudern. Koffer packen! Brr!

Aber fort muß ich auf alle Fälle.

Ich fühle etwas gegen mich heranschleichen, ich weiß nicht, was es ist. Aber sicher etwas Feindseliges, etwas, was sich meiner bemächtigen will gegen meinen Willen. Ich fühle, wie es vom Meere her, dort aus der sonnenglänzenden Ferne gegen mich herankommt, immer näher und näher, wie es an mir emporkrabbelt, wie eine ungeheure Spinne, und wie es mit seinen riesigen Fangarmen mein Herz ergreift und zerdrückt.

Ach! Mein Kopf! Mein Kopf!

II.

Ich schäme mich!

Hatte ich mir nicht gestern vorgenommen zu fliehen, mich nie mehr unter jene langweilige Gesellschaft am Strande zu mischen, abzureisen? Und heute schon, schon am nächsten Morgen bin ich wieder hier unten und noch dazu zur tollsten Badezeit!

Jedoch erst mitten darin in diesem Lärm und dieser Unruhe kommt mir die Erinnerung an meine Vorsätze von gestern.

Mein Kopfschmerz ist verflogen. Ich fühle mich wieder leicht und froh. Die frische Seeluft macht mir keine Beklemmungen mehr, und das bunte Treiben am Strande, das ich gestern nicht

zu ertragen imstande gewesen wäre, erscheint mir heute anziehend und reizvoll.

Aber doch faßt mich jetzt plötzlich wieder eine Lust zu entfliehen, wenigstens allen den vielen Bekannten zu entfliehen, die ich hier und da auftauchen sehe. Mir ist es, als könnten sie es von meinem Gesichte ablesen, daß ich mir vorgenommen, nichts mehr mit ihnen zu thun haben zu wollen. Und dann diese unvermeidlichen Fragen, wo ich gestern gewesen, wo ich denn gesteckt hätte 2c. 2c., die ich schon durch die Luft schwirren höre! Schrecklich!

Ein Badekarren wird eben aus dem Wasser auf den Sand hinaufgezogen, und der Kutscher, der vorne auf dem Wagen steht, und sein kräftiges Roß antreibt, macht mir allerlei Zeichen und winkt mir zu. Er weiß, daß ich zu jenen zähle, von denen er ein Trinkgeld über den Durchschnittssatz hinaus zu erwarten hat, und er weicht geschickt den gleich mir auf einen Wagen Lauernden aus und fährt direkt auf mich zu.

Rasch lege ich meine Badewäsche auf die Treppe des Wagens zum Zeichen, daß ich von

ihm Besitz ergriffen habe, und stürze mich, kaum daß die Zelle leer geworden, hinein.

Dann ein Schlag mit der Peitsche gegen die Bretterwand, das Signal, daß es losgehen soll, und der unbeholfene Wagen wendet sich und wird wieder zurückgelenkt in die salzige Flut.

Hier bin ich sicher vor allen lästigen Fragen, wenigstens für eine kurze Zeit. Die Wellen spielen um den Karren und schlagen an die hohen Räder, und mir ist es, als wäre ich allein auf einer kleinen Insel, und keiner könnte mir nahekommen.

Welch' ein wonniges Gefühl!

Ich entkleide mich rasch und lege mein Badekostüm an. Dann schiebe ich den Vorhang zurück, öffne das Fenster und betrachte mit Entzücken das Bild, das sich mir bietet: die lange Reihe der Badekarren, gleich ebenso vielen Inselchen, umtost von dem lustigen Wirbeltanze des Wassers. Wie lustig ist das!

Ich denke: wäre es nicht besser, die Menschen lebten jeder allein auf einer kleinen Insel für sich, als daß sie in so ungeheuren Herden bei-

sammen steckten? Wäre es nicht besser, jeder besorgte seine Arbeit allein zu Hause, und man käme nur zusammen zu gemeinschaftlichen Vergnügen, wie die Schar der Badenden hier, die so munter, so voller Lebensfreude sich in dem kühlen Elemente tummeln? Das Wasser ist doch ein ganz anderer, besser trennender Stoff, wie die Luft. Ich sehe es an jenem Paare hier vor mir, das sich eben umschlingen wollte, und das eine kräftige Sturzwelle auseinandertrieb und sie so völlig einhüllte, daß einer den andern gar nicht zu sehen vermochte. Ich muß laut auflachen, so komisch wirkte die Scene.

Aber mitten in meinem Lachen halte ich inne.

Ich fühle einen Blick, der auf mich gerichtet ist und sehe, mich umwendend, ein Paar schwarzer, tiefschwarzer Augen dicht in meiner Nähe, die zu mir herüberblicken, die junge Banquiersfrau, die mit mir in demselben Hotel wohnt, auf der Treppe ihres Badekarrens stehend, der hart an den meinen geschoben ist. Sie hat sich nach dem Lacher umgedreht, und ihr erstaunter Blick trifft nun den meinen, daß ich erschreckt zurückfahre.

Ich muß wohl kein besonders vorteilhaftes Gesicht gemacht haben, als ich meinen Kopf so mit einem plötzlichen Ruck von dem Fenster zurückzog; denn ein Lächeln umspielte ihren vollen, üppigen Mund, wie sie nun eilig die Treppe hinabtrippelte mit ihren schönen, kleinen, rosigen Füßchen.

Daß ich das bemerkte in meiner Verwirrung!

Aber ich habe es wahrhaftig gesehen und noch viel, viel mehr, was sich meinem Gedächtnisse eingeprägt hat — unauslöschlich.

Diese hohe, biegsame Gestalt, diese Formen schlank und doch voll, Arme und Nacken so frisch, so strahlend, aus dem eleganten Badekostüm sich abhebend, das so vorteilhaft jede Biegung des herrlichen Frauenleibes wiederspiegelte. Alles, alles habe ich gesehen in diesem einzigen Augenblick, und nicht das kleinste Detail ist mir entgangen, nicht die kühn geschwungenen Brauen, noch die feinen, neckischen Grübchen des Armes, nicht die kleinen Ohren mit der Fülle ungebändigter, rabenschwarzer Locken darüber, noch die schönen Linien des Beines.

Ich weiß nicht, was mir ist?

Ein Angstgefühl, wie das, das mich gestern oben auf der Düne beschlichen, überfällt mich wieder, und wieder verspüre ich jenes unheimliche „Etwas“ aus der Ferne des Meeres gegen mich heranschleichen, das mich widerstandslos macht mich hypnotisiert, daß ich mich nicht zu rühren, nicht zu wehren vermag.

Aber nur einen Augenblick.

Dann faßt mich ein Jubel an, ein Rausch von Freude, daß mir die Brust zu enge wird, und ich hinausstürmen möchte, hinausrufen in die Welt all' die Seligkeit, die mich durchströmt.

Wie das dort munter hergeht im Wasser! Wie das tollt und sich neckt mit den Wellen! Jetzt kommen sie heran, in ihrer wilden Gier eine die andere überstürzend und lüstern darnach, alle die weißen Leiber mit sich als Beute hinauszuziehen in den weiten, weiten Ocean. Aber geschickt wissen diese ihnen zu entwischen, weichen ihnen aus, bücken sich, daß die Wellen über sie hinwegstürzen und kraftlos in das weite Meer zurückgleiten, ohne ihre Absicht erreicht zu haben.

Und eine Lust überkömmt mich, mich in dieses reizende Treiben zu mengen, in diesen Kampf mit dem Element.

Das ist es ja, was ich suche, wonach ich dürste: Kämpfen und ringen.

Und ich laufe den Wellen entgegen und fange sie ab, bücke mich und lasse sie über mich hinwegstürzen und genieße so in vollen Zügen das herrliche Vergnügen eines Seebades.



III.

Wollte ich nicht abreisen?

Statt dessen sitze ich hier auf der Terrasse des Kurhauses, auf dieser herrlichen Scheveninger Kurhausterrasse und lausche den Klängen des Berliner philharmonischen Orchesters, das heute einen Wagner-Abend veranstaltete.

Man mag über Wagner denken, wie man wolle; aber diese alle Sinne erregende, ekstatische Musik faßt uns bis ins Innerste hinein, zumal wenn man in einer solchen Gemütsstimmung ist, wie ich es bin.

Aber bin ich denn überhaupt in irgend einer „besondern“ Gemütsstimmung? Bin ich nicht lustig und guter Dinge? Mache ich nicht allerlei sinnreiche Scherze mit meinen Tischnachbarinnen,

ein paar allerliebster, frischer, übermütiger Mädchen, mit denen ich schon in Berlin so manche Ballnacht durchgetanzt, so manche vergnügte Stunde verbracht hatte? Und fühle oder benehme ich mich etwa irgendwie anders, wie alle anderen Menschen um mich herum?

Doch nicht im geringsten.

Ich sitze hier mit meinen Bekannten, die mir nicht mehr lästig erscheinen, wie gestern und selbst heute morgen noch, und plaudere mit ihnen das liebe Alltagsgewäsch, das mir vor kaum vierundzwanzig Stunden, blos in der Erinnerung schon, eine gelinde Gänsehaut verursacht hätte, scherze und lache, rauche Cigaretten und schlürfe Eis.

Nur wenn meine Nachbarinnen, während die Musik erklingt, mit Mühe ihre Munterkeit zurückdämmen und in wirklicher oder gemachter Wagnerschwärmerei andächtig und verzückt den gewaltigen Harmonien lauschen, packt auch mich ein seltsamer Zauber und geht ein Ton durch meine Seele, wie jener unbestimmbare Laut, der mich gestern oben auf der Düne verfolgt

hatte bei dem regelmäßigen Geplätscher der Brandung.

Aber kaum, daß die letzte Note verklungen ist, so ist es auch damit vorbei, und das wieder anhebende Geplapper des munteren Schwesternpaares scheucht jede Melancholie, jede Sentimentalität meilenweit hinweg.

Ich schütte mich bald aus über die drolligen Anekdoten, die der Vater der beiden Mädchen, Herr Rüdinger, in schier unerschöpflicher Menge zu erzählen weiß, gebe selbst einige zum besten, kokettiere ein wenig mit ein paar bildhübschen Holländerinnen in meiner Nähe und vermehre den Chorus der „Ach“ und „O“, der „Herrlich“ und „Wunderbar“, als bei eintretender Dunkelheit ein Feuerwerk zu Ehren des Geburtstages der Königin oder sonst eines Mitgliedes der königlichen Familie abgebrannt wird.

Und zum Schlusse beteilige ich mich sogar an dem Balle, der im Saale drinnen abgehalten wird und drehe mich vergnügt mit meinen Tischnachbarinnen im Kreise zu Walzer und Polka, Tyrolienne und Galopp.

Und während ich mit einer von ihnen dahinrase in einer atemraubenden Schnellpolka, fliegt ebenso rasch ein anderes Paar an mir vorüber, dessen Bild nur einen einzigen, kurzen Augenblick lang in meinem Auge sich spiegelte.

Ich konnte mehr ahnen, als sehen, wer es war. Aber ich fühlte einen heftigen Stich in der Gegend meines Herzens, der Atem blieb mir aus, mich schwindelte, und ich mußte aufhören zu tanzen.

So urplötzlich auftauchend und im Augenblicke wieder entschwindend war diese Erscheinung, als ob man des Nachts in einem Expreßzuge mit vollem Dampfe unvermutet an einem anderen, aus der entgegengesetzten Richtung kommenden Zuge vorüberfliegt, wo die Wagen blitzartig aus der Dunkelheit hervorstürzen und im Nu wieder darin entschwinden.

Und trotzdem sehe ich dieses Frauenbild so deutlich vor mir, diese schlanke und doch volle Gestalt, diese weißen Arme, den blendenden Nacken, der so schimmernd, so berückend heute Morgen aus dem koketten Badeanzug hervorleuchtete.

Doch ich will dies alles garnicht sehen.

Aber habe ich denn einen Willen? Ich gehorche einem unwiderstehlichem Zwange. Rastlos irren meine Blicke durch den großen Saal und suchen unter den vielen hunderten von Menschen nach der Einen, der Einzigen.

Und endlich habe ich sie gefunden, sie, mit den wunderbaren Augen, über die etwas gebreitet ist, wie ein leichter Schleier von Schwermut. Unter dem Schatten dieser langen, seidenartigen Wimpern erscheint ihr Feuer gemildert und abgeschwächt; aber man sieht es, es brauchte nur eines Windstoßes, um es emporflackern zu lassen zu hellen, lodernden Flammen.

Wie schön sie ist in ihrer kostbaren Balltoilette aus Rosaseide, Schultern und Arme frei und nur umrahmt von einem duftigen Arrangement zarter Spitzen, der Kopf umschlossen von einer Fülle weicher, rabenschwarzer Haare, die rückwärts zu einem einfachen Knoten geschlungen sind, in dem als einziger Schmuck ein paar dunkelroter Rosen stecken! Wie schön sie ist, wie anmutsvoll jede ihrer Bewegungen, wie sie jetzt

zum Tanze antritt, und wie sie jetzt sich wiegt im Gleichtakte des Reigens!

Ich habe bisher nur sie gesehen, nur sie mit meinen Blicken verschlungen, mich an jedem ihrer bezaubernden Reize berauscht, an ihrem klassisch geschnittenen Profil, ihrer herrlichen Gestalt, jeden neu meinem Gedächtnisse eingeprägt. Aber jetzt erblicke ich auch denjenigen, der eben ein Lächeln auf ihrem Antlitz hervorgerufen, ein Blitzen in ihren Augen, ihn, dessen Arme sie umschlingen, an dessen Brust sie ruht, während sie mit ihm im Walzertakte dahinschwebt.

Ich fühle wieder jenen stechenden Schmerz in der Nähe des Herzens, und mein Blut steigt mir zu Kopf.

Wer ist er, daß er diesen Frauenleib mit seinen Armen umfassen, alle diese tausendfältigen Reize umschlingen darf?

Er scheint mir weder schön, noch häßlich, weder anziehend, noch abstoßend zu sein, eine recht gewöhnliche, unbedeutende Dutzendphysiognomie.

Und doch vermochte er ein sonniges Lächeln

in ihrem Antlitze, ein Blitzen in ihren Augen hervorzuzaubern, während ich —

Oder sollte es am Ende der Gatte sein?

Der Gedanke macht mich erbeben.

Mir wird schwül in dem Saale mit den vielen Gasflammen und den tanzenden Paaren, die vor meinen Augen auf und nieder schweben, bis mir ihr Anblick peinvoll und unerträglich wird.

Luft! Luft!

Hier draußen ist mir wohler — im Sturmgebraus.

An dem Strande ist es öde und leer.

Nur ab und zu huscht ein zärtliches Pärchen oder ein verspätet Heimkehrender über die Digue, im Kampfe mit dem Sturme, der über sie dahinfährt, und der die Gaslaternen zu verlöschen droht.

Der Himmel hat sich umzogen, in dichtes, undurchdringliches Schwarz gehüllt, und noch immer mehr dieser finsteren Gewitterwolken treibt der Sturmwind zusammen. Von seiner Wut getroffen, bäumt sich die See zu hohen, mächtigen Wogen, sucht sie ihm zu entfliehen an die sandige Küste.

Wie die Brandung tost und rollt!

Das ist eine andere Musik als die der vorsichtig landenden Wellen, ein anderer Wind, als die sanfte, kühlende Brise von gestern Morgen, als ich im Sonnenschein oben auf der Düne lag, von Kopfschmerzen geplagt und Beklemmungen.

Aber heute vermag ich mich zu wehren, muß ich sie los werden diese Beklemmungen, die mich wieder erfaßt haben da drinnen in dem hellerleuchteten Ballsaale — um jeden Preis.

Ich werfe mich dem Sturme entgegen und kämpfe mit ihm. Ihm zum Trotze biete ich ihm meine Brust, lasse mich nicht von ihm vertreiben, stürme vorwärts Schritt für Schritt, immer weiter und weiter und schleudere ihm meinen Kampfruf ins Gesicht, einen einzigen, wonnigen Namen, den er verschlingt und zerreißt und in alle Lüfte jagt: Maria!

Meine Kräfte drohen mir zu schwinden; aber ich muß siegen, siegen!

Und immer weiter stürme ich vorwärts trotz der Blitze, die das schwarze Gewölk durchzucken,

und der schweren, großen Tropfen, die mir ins Gesicht schlagen.

Aber jetzt halte ich inne.

Ein seltsamer Ton dringt an mein Ohr. Er klingt wie ein Ruf um Hilfe und Erlösung, und bei einem Aufflammen des Firmaments glaube ich ein Schiff weit draußen auf dem Meere zu sehen, wie es verzweiflungsvoll ringt mit Wind und Wellen.

Ich spanne alle meine Sinne an, blicke angstvoll hinaus in das Dunkel der Nacht, horche atemlos nach dem Schrei, den ich bald zu vernehmen glaube, bald nicht.

Oder war ich es selbst, der diesen Schrei ausgestoßen, aus meinem beklemmten, gemarterten, angsterfüllten Herzen?

Bin ich verrückt geworden? Bin ich von Sinnen, daß ich hier stehe auf der Düne und mich vom Regen recht bis auf die Haut naß machen lasse, statt fein nach Hause zu gehen bei solchem Wetter, wie jeder vernünftige Mensch?

Dort drüben, von wo der Schein der Lichter

zu mir herüberdringt, wartet meiner ein großes, freundliches Hotelzimmer, nicht ohne Eleganz und Komfort eingerichtet, harrt meiner die gemütliche Lampe, Bücher und Zeitungen.

Was für einen vergnügten Abend hätte ich nicht verbringen können!

Und statt dessen laufe ich hier herum, phantasiere allerhand verrücktes Zeug zusammen, bilde mir allerlei Leiden ein und mache mir Gedanken wegen eines Schiffes, das dort draußen mit den Wellen kämpft!

Als ob so etwas nicht täglich vorkäme, und als ob sich nicht täglich ein paar unglücklich Verliebte ums Leben brächten!

Aber zum Teufel! Ich bin doch weder verliebt, noch trage ich mich mit Selbstmordgedanken. Und doch —

Und doch läßt mich dieses undefinierbare „Etwas“ nicht in Ruhe, wie ich langsam den Heimweg antrete, den Wind im Rücken, von dem ich mich treiben lasse und tragen.

Wenn ich nur schon zu Hause wäre! Aber da steht ja schon mein Hotel ganz dicht vor mir,

und ich beeile mich, unter sein gastliches Dach zu kommen.

Ein Wagen, der vorgefahren, kreuzt meinen Weg und hält mich noch einen Augenblick auf. Der Portier öffnet den Schlag, behende springt ein Herr heraus und hilft dienstbereit einer Dame beim Aussteigen.

Ich sehe ihre schwarzen Glutaugen unter dem weißen Spitzentuch hervorleuchten, das ihren Kopf fast ganz umhüllt; ich sehe, wie der Herr mit der Dutzendphysiognomie sich über ihre zarte, feine Hand beugt und sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen drückt; ich höre, wie eine ungewöhnlich hohe Damenstimme aus dem Innern des Wagens ihr ein: „Adieu, ma chère!“ nachruft; sehe, wie sie sich noch einmal umwendet, in den Wagen hineinwinkt und dann rasch über die Flur hinweg der Treppe zueilt, wie der Herr wieder in den Wagen springt, den Schlag hinter sich anzieht, und wie das Gefährte davonrollt in Nacht und Regen.

War es der helle Lichtschein in dem behaglichen Vestibule, in das ich jetzt eintrete,

der alle bösen Geister fortscheuchte, die mich gefangen hielten?

Es ist weg, ganz weg, das Angstgefühl und das beklemmende „Etwas“, und froh und leicht steige ich die Treppe zu meinem Zimmer empor!

Also doch nicht der Gatte!



IV.

Ich lerne eine neue Sprache — „Wienerisch“. Es ist die Kunst, mit recht vielen Worten zu sagen, was sich oft ganz gut mit einem einzigen ausdrücken ließe. Ich habe das schon in den Wiener Cafés bemerkt, wo die Kellner, kaum daß man nur den Fuß über die Schwelle gesetzt hat, einen mit einem ganz unglaublichen Wortschwall empfangen: „Guten Tag! Ich habe die Ehre! Mein Kompliment! Ganz gehorsamer Diener!“

Und was mein kleiner Freund erst zu schwatzen weiß, er, der mein Lehrmeister ist im „Wienerischen“! Freilich ein oft recht ungeduldiger Lehrmeister.

Besonders an meiner Aussprache hat er viel zu tadeln, und wenn er mir fünf, sechs Mal

dasselbe Wort vorgesprochen, und ich es trotz-alledem nicht zu seiner Zufriedenheit nachzusprechen vermag, dann läßt er mich ohne weiteres stehen und läuft davon oder ruft mir voller Unwillen zu: „Du bist zu dumm! Zu dumm!“

Er ist ein bildhübscher, drolliger, kleiner Bengel von sechs Jahren, mein neuer Freund Egon. Ein bischen altklug und ein bischen verzogen, aber doch ein „lieber Schneck“, wie seine Mama zu sagen pflegt. Kurz, stämmig, mit runden, festen Aermchen und Beinchen, mit frischen, roten und vollen Backen, und mit Augen — ja mit Augen!

Ich könnte den ganzen Tag lang in diese Augen sehen mit den schwarzen, tiefschwarzen Sternen, von langen, seidenartigen Wimpern beschattet, und ich thue es, wenigstens so oft ich dazu Gelegenheit habe.

Und noch in ein anderes Augenpaar sehe ich jetzt zuweilen, diesem so ähnlich, so überaus ähnlich, nur reifer und schöner, nur anziehender und unergründlicher durch den leichten Schatten von Schwermut, der darüber gebreitet ist.

Wieso das gekommen?

Durch einen Ball, einen großen Gummiball, der sein Ziel verfehlt hatte und mir direkt ins Gesicht geplatzt war, als ich den Morgen nach jener Sturmnacht, ein munteres Liedchen trällernd, gerade aus der Thüre meines Hotels getreten. Durch ein helles, übermütiges Kinderlachen, das diesem unerwarteten Intermezzo folgte und meinem Schrecken und der Cigarette galt, die das Knabengeschoß mir aus dem Munde geschlagen. Durch eine Menge von Entschuldigungen von Seiten der nicht wenig bestürzten Mama des kleinen Schützen, durch Scheltworte, die nicht allzuernst gemeint, von ihr in ihrer Verlegenheit an das lustige Kerlchen verschwendet wurden — verschwendet, weil sie offenbar nicht den geringsten Eindruck auf ihn machten. Durch Versicherungen meinerseits, die Sache hätte nicht das Allergeringste zu bedeuten und sei nicht eines Wortes, nicht einer Entschuldigung wert, der Junge könne ja nichts dafür, sondern ich. Warum wäre ich dem Ball so gerade in den Weg gelaufen ꝛc. ꝛc.

Und schon ein paar Stunden später, als wir uns am Strande unten trafen, waren wir die dicksten Freunde, der kleine Egon und ich, und sind es seitdem auch geblieben in unserem nun schon drei Tage währenden Herzensbunde.

Und was wir schon alles zusammen unternommen haben!

Festungen aus dem feinen Sande aufgebaut und sie wieder eingerissen, Ball gespielt und Wettlaufen veranstaltet, Schiffe aufgetakelt und sie an Bindfaden oder, wie mein Freund sagt, an „Spagateln“ hinausbugsiert auf die „hohe“ See, und zweimal schon haben wir in Begleitung von Mama Spaziergänge unternommen. Das eine Mal in den schönen Scheveninger Busch und das andere Mal den Strand entlang weit, weit hinaus bis zu der Stelle, wo ich von Migräne geplagt im Sonnenscheine gelegen.

Besonders diese Strandpromenade war entzückend.

Unser Egon allezeit voraus, immerzu schwatzend, immer im hellsten Jubel über alle möglichen und unmöglichen Dinge, und wir beide hinter=

drein, seine Mama und ich, ein wenig mit fortgerissen von der tollen Freude des Kindes, in lebhaftem Geplauder.

Aber plötzlich verstummten wir alle drei und sahen hinaus auf die weite, sonnenglänzende Meeresfläche. Der Zauber der Landschaft hatte uns ergriffen, und willig gaben wir uns ihm hin.

Doch welche Seligkeit überkam mich jetzt, welch' ein Rausch von Entzücken, wie ich über den Kopf des Knaben hinweg, der in der Mitte zwischen uns beiden stand und mit dem einen seiner runden Aermchen mich, mit dem andern seine Mutter untergefaßt hatte, mich plötzlich nach ihr umwandte und ihrem Blicke begegnete, der auf mich gerichtet war, und wie sie in sichtlicher Verwirrung darüber nun die Augen zu Boden schlug!

Ich hätte sie umarmen mögen! Aber da ich das nicht durfte, beugte ich mich zu dem Kinde hernieder, das mich innig umschlang und mir den Kuß voll Zärtlichkeit wiedergab, den ich auf seine Lippen drückte.

Doch nun gab er mich plötzlich wieder frei, sprang an seiner Mutter empor, umklammerte

ihren Hals, bedeckte ihren Mund mit heißen, wilden Küssen und flüsterte ihr ins Ohr: „Das ist unser neuer Papa! Unser neuer Papa!“

Mit Gewalt suchte sie sich nun von dem Knaben loszumachen.

Eine Purpurröte hatte ihr Antlitz überflogen. Sie warf einen scheuen, fragenden Blick nach mir herüber, ob ich auch die Worte gehört hätte, und unter diesem Blicke wurde ich noch röter als sie selbst, in dem Bewußtsein, verstanden zu haben, was das Kind ihr heimlich zugeflüstert hatte.

„Komm, Egon!“ sagte sie in einem Tone, der möglichst unbefangen klingen sollte, „wir müssen nach Hause gehen.“

„Ich erwarte wichtige Nachrichten,“ wandte sie sich dann an mich, nachdem es ihr endlich gelungen war, Egon völlig abzuschütteln.

„Aber Sie wollen gewiß noch weiter, und wir dürfen Sie nicht stören,“ fügte sie hinzu, indem sie mir ihre feine, zarte Hand zum Abschiede reichte.

Ich ergriff sie und drückte sie leise.

Sie entzog sie mir rasch und kehrte, ihren

Sohn mit sich fortziehend, mit schnellen Schritten zurück nach der Digue.

Schien es mir nur oder war es wirklich so: daß eine leichte Falte des Unmuts diese klassisch schöne Stirn durchfurchte, und daß sie fester, als es wohl nötig gewesen, den Arm des Jungen ergriffen, als wollte sie sich an ihn festklammern mit allen ihren Kräften?

V.

Wo mein Freund und Lehrmeister heute nur stecken mag?

Sonst kommt er immer pünktlich des Morgens und zur selben Stunde zum Bade; aber heute sehen meine Blicke vergebens den Strand entlang nach ihm aus.

Und gerade heute hatte ich mich so sehr darauf gefreut, ihm zu begegnen und ihm eine Ueberraschung zugedacht. In meiner Tasche steckt eine Düte, ich fürchte eine zu große Düte Kaffeebonbons, „Hopjes“ heißen sie auf gut holländisch, von denen mein kleiner Freund mir gestern auf unserer Strandpromenade gestanden, daß er eine geradezu schwärmerische Leidenschaft für sie hege.

Aber er ist nicht da, und ich fürchte, ich werde meine Düte nicht los.

Wo er nur stecken mag?

Vergebens macht mein Kutscher, der mich protegiert, ein Bursche mit einem breiten, derb-bäuerischen, pfiffig-dummen Gesichte, mir allerlei Zeichen und renkt sich beinahe die Arme dabei aus, um mir begreiflich zu machen, daß sein Badekarren mir zur Verfügung stände, und daß er mir und meinen größeren Trinkgeldern den Vorzug geben wolle vor etwaigen anderen Reflektanten. Ich beachte ihn garnicht oder gehe ihm direkt aus dem Wege.

Ich suche wohl ein Dutzend Mal den ganzen Badeplatz ab und postiere mich dann in die Nähe der Treppen, die von der Digue nach dem Strande führen, da ich mir die Ueberzeugung verschafft habe, daß derjenige, den ich suche, noch nicht da ist.

Aber ist es nur wirklich er, mein lieber, kleiner Freund, nach dem ich ausspähe? Ist es nicht sie, an die ich immerzu denke, sie und nur sie allein?

Ich steige die Treppe hinan nach der Digue und gehe langsam zurück zu meinem Hotel, ihr entgegen, kehre dann wieder nach dem Badeplatz um, gehe noch einmal nach dem Hotel und dann abermals zurück an den Strand.

Vergebens!

Und nun falle ich gar den beiden Fräuleins Rüdinger in die Hände, die natürlich sofort ihren Witz an mir üben.

Ob ich mich eigentlich noch ihrer entsinne? Wie tief ich schon verliebt sei? Ob meine neue Bekanntschaft ebenso interessant wäre, als schön? Ob, ob — ein Dutzend „Ob“ und ebensoviele Nadelstiche für mich — unerträglich!

Aber ich fühle, daß ich anfange eine lächerliche Figur zu spielen, wie ich da mit meiner Badewäsche in der Hand die Digue auf- und niederlaufe, und ich kann nicht anders, als mich von den beiden Mädchen ins Schlepptau nehmen zu lassen und wieder hinabzuschlendern nach dem Badeplatze.

Die Damen haben schnell einen Karren gefunden und sind eben im Begriff in demselben

zu verschwinden, während ich noch immer unschlüssig dastehe.

„Sehen Sie nicht, wie Ihnen der Kutscher zuwinkt und Zeichen macht?“ ruft mir jetzt die eine der beiden Schwestern zu. „Rasch, rasch, ehe Ihnen ein anderer den Wagen fortnimmt!“

Ich weiß nicht, warum ich diesem Befehle gehorche, da ich nicht die geringste Lust habe zu baden. Aber ich springe in der That rasch in den auf mich zukommenden Karren, und lasse mich hineinfahren in die schäumende Meeresflut.

In großen, wilden Wogen rollt die See heute gegen den Strand. Es scheint, als ob die durch den gewaltigen Sturm vor ein paar Tagen erregten Fluten sich noch immer nicht beruhigt hätten. Schmutziggelb wälzen sie sich heran, mit unheimlichem Rauschen, das sich anhört, wie ein mühsam verhaltenes Grollen.

Langsam, nach und nach hat sich der Himmel überzogen, nicht mit schweren, schwarzen Gewitterwolken, sondern mit einem einfarbigen, gleichmäßigen Grau, und wie ich die Thür meiner Kabine öffne, schlägt ein feiner Sprühregen mir ins Gesicht.

Noch niemals ist mir der Strand so öde und so wahrhaft trostlos erschienen.

Keine Abwechselung, kein Ruhepunkt für das Auge. Soweit man den Blick auch schweifen läßt, dieselben schmutzigen Tinten, grau und gelb. Kein Baum, kein Strauch, nichts Grünes; nur Sand, Wasser und Himmel, und alles dieses zu der einen öden, farblosen Mischung ineinandergeflossen.

Ich steige die Treppe des Wagens hinab und lasse mir die Füße von dem Wasser umspülen. Aber ein Ekel erfaßt mich, mich weiter in diese schmutzige, häßliche Flüssigkeit zu wagen, in der Seegräser schwimmen, dichtbedeckt von dem klebrigen, wasserdurchsetzten, lehmigen Sande, Muscheln und Quallen.

Es zieht mich zurück nach dem Lande — mit Macht.

Was ist nur geschehen? Ist sie am Ende krank geworden?

Aber ich habe nicht Zeit, mir viele Gedanken zu machen.

Herr Rüdinger ruft mich an. An jeder

Hand hält er eine seiner Töchter, und die drei vollführen einen wahren Hexentanz im Wasser, den ich um jeden Preis mitmachen soll, ich mag wollen oder nicht.

Aber ihr Treiben erscheint mir läppisch und widert mich an. Und wie häßlich, wie entstellt sehen zudem die sonst so netten, hübschen, jungen Mädchen aus mit den großen, gelben Wachstuchhauben auf dem Kopfe und den durchnäßten Badeanzügen, die, von Wasser triefend, schwer an ihren Körpern herabhängen, jede Form zerstörend und verzerrend!

Wie anders sah sie aus, wie ich sie auf der Treppe ihrer Badezelle erblickte! So frisch, so unberührt, so rosig und strahlend, so sirenenhaft verlockend in ihrer wunderbaren, sieghaften Schönheit!

Wo mag sie nur sein?

Immer wieder verfolgt mich die Frage; im Bade und später auf der Digue, in meinem Zimmer, während ich vergebliche Versuche mache zu lesen, um mich auf andere Gedanken zu bringen, und unten im Speisesaale des Hotels während des Dejeuners.

Soll ich das Stubenmädchen fragen?

Das könnte sie am Ende kompromittieren.

Oder den Portier?

Das geht noch eher an.

Aber freilich so direkt, so geradezu ihn fragen, so ohne alle Umschweife, das ist am Ende auch nicht das Rechte.

Ich will ein Gespräch mit ihm anknüpfen, etwa vom Wetter oder etwas Aehnlichem und ihn dann ganz allmählich und geschickt auf das bringen, was ich zu wissen wünsche.

Aber ich habe offenbar kein Talent dazu, die Leute auszufragen, und so erfahre ich alles Mögliche, nur nicht das, was ich erfahren wollte.

Aergerlich!

Tragen die Nachrichten schuld, die sie gestern erwartete, daß sie sich heute nicht blicken läßt?

Oder die Frage des Kindes?

Hier liegt eine Geschichte, eine dunkle, geheimnisvolle Geschichte, so unergründlich wie ihr umschleiertes Auge, das ein schwer zu lösendes Rätsel zu bergen scheint.

Ich halte es nicht aus auf meiner Stube!

Ich dachte wunder wie gemütlich ich sie mir gemacht hätte, mit Photographien und allerlei Kleinigkeiten, die ich teils mitgebracht, teils erst hier zusammengekauft habe, um meine vier Pfähle zu schmücken, um sie dieser mir so verhaßten Hotelmäßigkeit zu entkleiden. Und nun sehe ich erst, wie erbärmlich das alles ist, aller dieser Flitter, der Krimskrams, so kommödiantenhaft, so unecht, so wenig wohnlich und zu längerem Verweilen einladend, wie etwa das Zimmer einer kleinen Ballettratte.

Und ehe ich mich's versehe, bin ich wieder unten in dieser feuchten, nebligen Atmosphäre, die alles wie in einen trüben, schweren Schleier einhüllt.

Am Strande ist es leer. Die Händler mit ihrem Vielerlei von Dingen, die heute vergebens auf Käufer warten, gähnen sich gegenseitig an, und auch die wenigen Menschen, die auf der Digue zu sehen sind, machen einen schläfrigen, gelangweilten Eindruck.

Ueber die feuchten Klinkersteine des Pflasters schlendre ich langsam dahin, dem Fischerdorfe zu.

Noch niemals während meines Scheveninger Aufenthaltes ist es mir in den Sinn gekommen, mich hierher zu verirren. Ueber den Strand mit seinem Kurhaus und den großen, vornehmen Hotels, über die wenigen Straßen mit den eleganten Läden und Restaurants, wo die Fremden meistens verkehren, bin auch ich nicht hinausgekommen.

Die kleinen, reinlichen Backsteinhäuser muten mich so sonderbar an, als wäre ich in einer andern Welt. Es ist so ruhig hier; so einsam. Alles ist fest verschlossen und scheint von Menschen ganz verlassen.

Aber wie ich um eine Ecke biege, höre ich den Schritt vieler schwerer, hölzerner Schuhe auf dem Pflaster, gemischt mit eigentümlichen Lauten, die sich anhören, wie eine Litanei, von vielen Stimmen zu gleicher Zeit heruntergesagt.

Und immer stärker schwellen die Stimmen, immer lauter schallen die Holzschuhe von den feuchten Ziegeln wieder, und jetzt stehe ich einem Leichenzuge gegenüber, der sich durch die stille Dorfstraße bewegt, langsam und feierlich.

Drei schwarze, einfache Holzsärge, und Frauen und Kinder dahinter, teils mit rotgeweinten Augen ins Leere starrend oder leise vor sich hinschluchzend; der Pastor und eine große Schar von Dorfbewohnern, Männer und Frauen in ihrem Sonntagsstaate, mit ernsten Mienen Gebete hersagend. Und das alles eingehüllt in diese graue, neblige, kalte Feuchtigkeit!

Das kommt davon, wenn man neugierig ist und abgelegene, ungewöhnliche Wege wandelt, auf Entdeckungsreisen ausgeht, statt hübsch fein auf der großen und bequemen Heerstraße zu bleiben.

Was ging mich das Fischerdorf an?

Um durch seine Straßen zu bummeln und Herings- und Teergerüche einzuatmen, war ich doch wahrlich nicht nach Scheveningen gekommen!

Sonst mache ich stets einen Umweg, wenn mir ein Leichenzug begegnet.

Zu wissen, daß da in dem Holzkasten ein Stück lebloser Masse hinausgetragen wird, die noch vor wenigen Stunden fühlte, wie ich, um nun in die Erde verscharrt zu werden zu Würmern und anderen schönen Dingen, ist mir

ein unangenehmer, widerlicher Gedanke. Man wird zu allerlei Ideen verführt über den Zweck des Daseins oder seine Nutzlosigkeit und ähnliche wenig erbauliche Sachen. Und eine Portion Leichtsinn gehört doch zum Leben, und unnütze Gedanken muß man sich vom Leibe halten!

Und dann der Jammer der Hinterbliebenen und wieder das aufdringliche Geschäftsmäßige der Leute von dem Kondukt — ich kann das alles nicht sehen; es macht mich krank.

Und hier, wo ich Ruhe suche und Erholung, gehe ich eigens ein Stück Weges in solchem Wetter und bleibe überdies noch stehen, statt sofort Kehrt zu machen, und ziehe den Hut, wie der traurige Zug langsam an mir vorüberschreitet hinter den drei Unglücklichen her, die in der Sturmnacht neulich ums Leben gekommen und von der Flut dann ans Land gespült worden sind.

Welch' ein Dasein!

Um ein paar Tonnen elender Heringe willen sein Leben Tag für Tag in die Schanze schlagen zu müssen!

Wer weiß, wie viele von den Männern,

welche jetzt hinter den Särgen ihrer verunglückten Kameraden einherschreiten, so stramm und aufrecht, so kraftstrotzend, als könnte in der Welt nichts ihnen etwas anhaben; wer weiß, wie viele von ihnen schon bei dem nächsten Sturme dasselbe Schicksal ereilt!

Ich glaube etwas davon in ihren wetterharten Zügen gelesen zu haben, etwas wie das Bewußtsein, daß der Tod über ihnen allen schwebe und ihnen nahe sei, ganz nahe. Eine ruhige Gefaßtheit lag in ihren ernsten, feierlichen Mienen, eine Art Ergebung in ihr hartes Geschick und doch auch ein Leidenszug, ein tiefes Mitgefühl, das ich sonst bei Leichenbegängnissen nicht bemerkt habe, wo die oft verzweifelten Ausbrüche des Schmerzes bei den Hinterbliebenen mich erschütterten, und die unter dem florbedeckten Cylinderhut versteckte Gleichgiltigkeit der Menschen aus dem Trauerzuge mich zurückstieß, denen man es anmerkte, daß sie nur gekommen, um einer Pflicht des Anstandes zu genügen.

Mir ahnt nichts Gutes aus dieser Sache, und doch kehre ich immer wieder in meinen

Gedanken auf sie zurück, wie die Fischer auf die See, die sie verschlingt. Und immer wieder muß ich an sie denken, verzehre ich mich in Sehnsucht nach ihr, die sich nicht blicken läßt — Maria!

Ich habe mich sicher erkältet, wie ich dastand mit bloßem Kopfe und dem Trauerzuge nachstarrte, selbst als er schon meinen Blicken entschwunden war.

Das Rieseln hat sich in einen ganz tüchtigen Regen verwandelt, und der Himmel ist so grau, als wären seine Wassermassen unerschöpflich.

Ich muß machen, daß ich nach Hause komme in meine warme Hotelstube.

Mich fröstelt.

Es ist ein Wetter, um sich aufzuhängen!

Rasch ein Glas Grog, oder besser zwei, drei Glas! Das wird die Erkältung vertreiben und alle bösen, lästigen Träume!

VI.

Mit der hübschen, bequemen Dampftramway nach dem Haag.

Ich will nicht wieder eine lächerliche Figur spielen unten am Strande meinen Berliner Freundinnen und meinen sonstigen Bekannten als Zielscheibe ihres Witzes dienen, ängstlich nach ihr ausspähen und alle diese Qualen noch einmal erdulden, die ich die zwei langen Tage habe ausstehen müssen, wo ich sie nicht gesehen.

Ich werde mir die Sache aus dem Kopfe schlagen, d. h. ich werde wenigstens versuchen, sie mir aus dem Kopfe zu schlagen.

Den klaren, ruhigen Kanal entlang mit den alten, prächtigen Bäumen zu beiden Seiten, die sich in dem stillen Wasser spiegeln, vorbei an

freundlichen, hübschen Villen, an dem kleinen, aber so netten und zum Besuche so recht einladenden zoologischen Garten in zehn bis zwölf Minuten bis an das Korte Voorhout, und dann zu Fuß vorüber an seinen vornehmen Palästen, vorüber an den schönen Gewässern des Vijver mit seinen Inseln und Schwänen durch den Binnenhof nach dem Mauritiushuis und der herrlichen Galerie von Gemälden.

Ich schlendere durch die Säle des Erdgeschosses, voll von prächtigen Rubens, van Dycks, Brueghels, Snyders' und Jordaens', und steige dann langsam die breite Treppe empor nach dem ersten Stockwerke.

Und jetzt taucht urplötzlich aus dem Halbdunkel, das hier herrscht, ein feines Profil vor mir auf, von dem vollen Lichte der durch das Fenster einfallenden Sonnenstrahlen beschienen.

Eine volle und doch schlanke Gestalt hebt sich in berauschenden Linien ab von dem fast schwarzen Hintergrunde der Luft um sie her, und ich stehe ihr gegenüber, ihr, nach der ich zwei lange Tage geschmachtet habe und mich verzehrt, an die ich

jede Minute gedacht in diesen letzten achtundvierzig Stunden, im Wachen und Träumen.

All' mein Blut jagt nach meinem Kopfe.

Mich schwindelt, daß ich mich an die Ballustrade halten muß, welche die Galerie abgrenzt, und ich habe Mühe, einen Freudenschrei zu unterdrücken, mit dem ich ihr entgegenstürzen möchte.

Aber ein leiser Ausruf der Ueberraschung entfährt doch meinen Lippen, so daß sie sich umwendet und mich erblickt.

Mit der unbefangensten Miene von der Welt geht sie mir entgegen, reicht sie mir ihre Hand und führt mich zu dem Gemälde, das sie soeben betrachtet.

Es ist ein Hondecoeter: ein Rabe, der sich mit fremden Federn geschmückt hat und nun von den andern Vögeln dafür gerupft wird; ein Bild, das mir sonst niemals aufgefallen, und bei dem im Baedecker sich nicht einmal das winzigste Sternchen findet.

„Schaun's," sagte sie mit ihrem weichen, einschmeichelnden Wiener Dialekt, „das arme, arme Viecherl! Wie die alle über ihn herfallen, wie's

ihn zausen und zurichten den armen Hascher, weil er ein einzig's Mal auch hat schön sein wollen und ein anderes Kleid tragen, als sein altes, schwarzes G'wandl."

Ich machte irgend eine Bemerkung.

„Wir Menschen sind ja nicht anders!" fuhr sie fort. „Soll sich nur einer wagen in Kreise, die sich über ihm dünken, ein Armer zwischen Reiche, wie's über ihn herfallen und ihn zerzausen und herrichten, wenn er als ihresgleichen unter ihnen gelten will. Ja —"

Sie hatte sich in eine richtige Erregung hineingeredet. Ihre Augen glänzten, ihre Wangen glühten, ihre Brust hob und senkte sich.

Ich blickte sie verwundert an.

Was war das? Woher die Bitterkeit, mit der sie die letzten Worte ordentlich hervorgestoßen hatte, weshalb diese hochgradige Bewegung? Aber wie schön war sie gerade darin, wie wunderbar schön!

Sie schien es zu merken, daß sie sich zu sehr habe hinreißen lassen, und daß ihre Worte dadurch fast wie der Widerhall persönlicher Erleb-

nisse geklungen. Und dem Gegenstand unmerklich eine leise veränderte Richtung gebend, fing sie wieder an: „Und bei den Strikes, was wollen die Arbeiter denn, als etwas von dem, was sie sehen, daß andere es täglich haben, besseres Essen, bessere Kleider, etwas mehr Bequemlichkeit, ein wenig Vergnügen nach der harten Arbeit. Aber da kommen sie schön an! Und wenn sie ihre Hand ausstrecken, und es sich selber nehmen wollen, was man ihnen vorenthält, dann stürzen die andern auf sie, gerade wie die Vögel hier auf den armen Raben und rupfen ihnen auch noch ihre armseligen, letzten Federn aus."

So konnte nur jemand sprechen, über den selbst einmal die anderen hergefallen, der selbst Wild gewesen und nicht Jäger.

Und sie, so schön, so jung und reich, und doch schon so — geprüft!

Was mochte sie schon erfahren haben? Und was erduldete sie vielleicht auch jetzt noch?

Brauchte sie einen starken Arm, um sie zu beschützen?

Hier an ihrer Seite ist jemand, der seinen

Arm nicht, nein, sein Leben mit Freuden hingäbe für sie — wenn er nur dürfte.

Ja, wenn ich nur dürfte und ein Recht dazu hätte!

Ich möchte ihr zu Füßen sinken und sie anflehen, sich mir zu entdecken, all ihr Leid meinem treuen Herzen anzuvertrauen, meinen Rat, meine Hülfe, meinen Schutz anzunehmen.

Aber ich thue und sage nichts von alledem, sondern ergehe mich in ein paar nichtssagenden Phrasen, und auch sie spricht nichts mehr davon, von dem, was sie offenbar bewegt und beschäftigt, und wir gehen nebeneinander her und reden von gleichgültigen Dingen, von holländischer und italienischer Kunst, von Reisen und allem möglichen, während unsere Gedanken doch ganz wo anders weilen.

Als gäbe es nichts Interessanteres für uns auf der Welt, plaudern wir über alle diese Sachen, während wir zusammen durch die Säle der Galerie gehen und dann die Treppe hinab und durch die Stadt, und während ich sie zu Van der Pijl begleite, dem trefflichen Restau-

rant am Plaats, wo sie, wie sie mir sagte, ein Rendez-vous mit ihrem Söhnchen hat, der sie mit seiner Bonne dort erwarten soll.

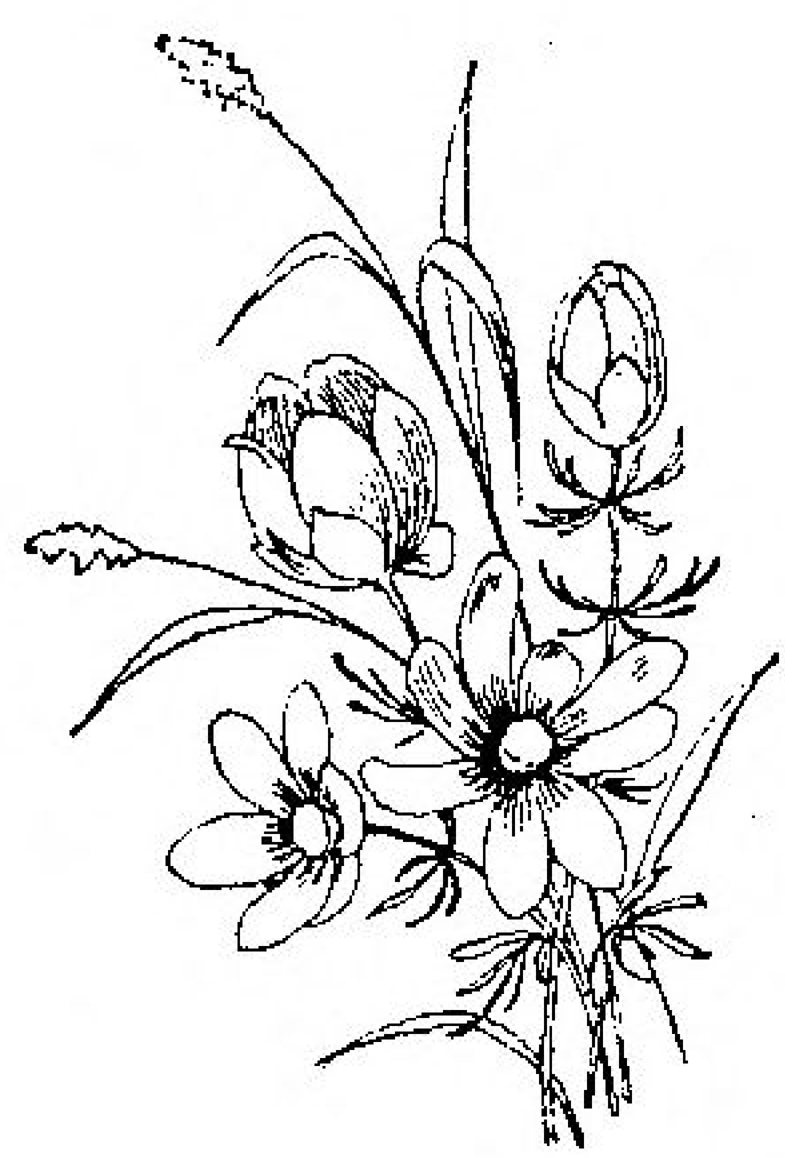
Aber doch ist es mir, als spännen sich feine, unsichtbare Fäden zwischen ihr und mir, und als bestünde schon ein geheimes Einverständnis zwischen uns.

Und eben, wie ich ihr, vor dem Restaurant angelangt, die Hand reiche zum Abschied und mich empfehlen will, stürmt mein kleiner Freund, der von dem Schaufenster der Kunsthandlung gegenüber sich Bilder angesehen und unser Kommen erst nicht bemerkt hatte, auf mich zu, mit einem Jubel, als wären es nicht zwei Tage, sondern zwei Jahre her, daß wir zum letztenmale zusammen gewesen.

Und dann bittet er mich, mitzukommen und mit ihnen zu essen, so dringend, wie nur ein eigensinniges Kind bitten kann, das weder triftige Gründe, noch gesuchte — und meine Entschuldigungen waren gerade nicht die besten — zu überzeugen vermag, und das eben seinen Willen haben muß — um jeden Preis; bis ich

nicht anders kann, als ihn an Mama verweisen, ob sie es auch erlaube, daß ich mitkomme.

Und dann gehen wir zusammen hinein zu Van der Pijl und speisen zusammen und fahren zusammen wieder hinaus nach Scheveningen mit der hübschen Dampftramway, die unserem Egon einen so ganz höllischen Spaß macht, und machen draußen noch eine gehörige Promenade den Strand entlang und sind so munter zusammen und guter Dinge, so seelenvergnügt, als wüßte keiner von uns, was Kummer ist und Leiden, und als wären wir alle noch Kinder, wie unser herziger, kleiner Egon, der „liebe Schneck“.



VII.

Ich habe heute in Dubocs „Psychologie der Liebe“ gelesen von der Stufenleiter der Liebe:

1. Von der Erfassung des Ideals, 2. von der höchsten Beseligung der natürlichen Selbstliebe durch gewährte Gegenliebe, und 3. von dem Umschlag der Selbstliebe und der völligen Dahingabe des „Ich“ an das geliebte „Du“ als Lebensinhalt.

Wenn ich es wüßte! Wenn ich wüßte, ob Punkt 2 je bei mir sich erfüllen wird!

Auf Punkt 2 kommt ja alles in der Liebe an. Daran scheitert sie oder findet durch ihn ihr höchstes Glück, daran geht sie zu Grunde und reißt den mit sich hinab ins Verderben, der sich ihr ergeben.

Ob sie etwas für mich fühlt, nur eine leise, schwache, verschwindend kleine Hinneigung? Ob sie ahnt, daß ich sie liebe? Ob sie weiß, daß ich Punkt 3 längst anticipiert habe, daß ich mein „Ich" lange an dieses so sehr geliebte „Du" dahingegeben, und daß es jetzt den Inhalt meines Lebens ausmacht — mein ganzes Leben?

Aber warum spricht sie dann immer und fast ostentativ von ihrem Manne? Warum sucht sie immer etwas zwischen uns aufzurichten, wie eine Barriere?

Ich weiß es ja, daß sie verheirathet ist.

Aber ich weiß es auch und erfahre es wieder hier aus diesem Buche, daß die Liebe „stets ungewollt" ist, daß sie mir angeflogen, ich weiß nicht wie, und daß sie mich nun beherrscht, ich mag mich gegen sie sträuben oder nicht.

Ich weiß ferner, daß sie sich „gegenüber der auf der Suprematie des Geistes ruhenden Pflicht" darstellt als „seelisch-sinnliche Totalität", als etwas Harmonisches, Vollkommenes gegenüber dem Disharmonischen, Unvollkommenen, und daß sie sich den Teufel schert um

Pflicht und Konvenienz und alle Ehemänner der Welt.

Und doch geht mir dieser eine Mann nicht aus dem Sinn — ihr Mann.

Er steht zwischen mir und ihr als die Verkörperung der starken, brutalen Gewalt, die nicht wankt und weicht, wie eine hohe, starke Mauer, die allen Versuchen spottet, sie einzurennen.

Aber über Mauern kann man hinwegsetzen, und ich werde es thun und werde ihn zertreten, wenn er wagt, mir den Weg zu versperren zu meinem Glücke.

Ich kann mir nicht helfen; aber ich vermag mir ihn nicht anders vorzustellen, als einen herzlosen, berechnenden Egoisten, als den richtigen Geldprotzen, der gewohnt ist, alles im Leben als Ware anzusehen, alles nach seinem Geldwerte zu taxieren.

Und kann sie ein solches Ungeheuer lieben?

Wenn sie ihn aber nicht liebt, dann — dann ergeben sich die Konsequenzen von selbst.

Wenn er aber das Gegenteil ist von dem,

als was ich ihn mir vorstelle, und wenn er sie liebt und sie ihn wieder liebt und wenn —

Ach dummes Zeug!

Dann würde sie glücklich sein; dann läge die Schwermut nicht über ihre schönen Augen gebreitet, und dann ließe sie sich nicht zu Aussprüchen hinreißen, wie neulich in der Bildergalerie vor dem Hondecoeter.

Und schließlich, ich will es, daß es so sei.

Und wenn es doch nicht so ist? Dann werde ich ihn aus ihrem Herzen verdrängen — na, und wir werden schon sehen, wir werden schon sehen!

Und warum sollte ich auch auf ihn Rücksicht nehmen?

Ich kenne ihn ja gar nicht und habe deshalb auch keine Pflichten gegen ihn; aber ich habe Pflichten gegen mich selbst. Ich habe die Pflicht zu leben und danach zu streben, glücklich zu sein. Aber giebt es für mich noch Glück und Leben ohne sie?

Und übrigens ist die Liebe, wie gesagt, ja etwas „Ungewolltes“, und ich kann nichts gegen

sie ausrichten. Ich lasse sie walten. Ich lasse mich von ihr treiben, ob sie mich nun zum Glück führt oder zum Verderben.

Wenn ich nur wüßte, wie es mit Punkt 2 steht!



VIII.

Es regnet wieder in Strömen, und dazu weht eine Brise vom Meere herüber, so eisig kalt, daß mich friert trotz meines recht starken Herbstpaletots.

Solche Tage sind nirgends sehr ergötzlich, an der See aber besonders unangenehm. Wasser von oben und von unten, wohin man sieht, nichts wie Wasser, gelbes, schmutziges Wasser.

Man kriegt es wirklich satt.

Ich trete bei Wynand-Focking ein unter den Arkaden des Hôtel des Galeries, um mich durch einen „Half en Half“ einigermaßen zu erwärmen, und stoße drinnen auf Herrn Rüdinger, der mit dem Rücken an den Schanktisch gelehnt dasteht, das halbgeleerte Gläschen in der einen Hand

und die Cigarre in der andern, den Hut in den Nacken gedrückt und offenbar in bester Laune, während er sich mit einem andern, ungefähr gleichaltrigen Herrn unterhält.

„Bravo, bravo!“, ruft er mir entgegen, kaum, daß ich noch einen Fuß in den Laden gesetzt habe. „Tres faciunt collegium!“ Wir unterhalten uns hier von höchst interessanten Dingen. Sie haben gerade noch gefehlt, Sie Ausreißer Sie, Sie Schwerenöter! Ja, ja!“ Dabei drohte er mir mit seiner Cigarre, während er sein Gläschen mit einem einzigen, kräftigen Zuge leert und es dann auf den Tisch stellt.

„Aber gestatten Sie, daß ich die Herren miteinander bekannt mache,“ sagte er dann.

Wir schütteln uns die Hände und murmeln das obligate „Sehr angenehm“, das man in solchen Fällen zu sagen pflegt.

„Etwas für Sie, mein lieber, junger Freund, etwas ganz besonderes für Sie,“ beginnt er nun wieder, und die schwere, goldene Uhrkette tanzt über seinem wohlgenährten Bäuchlein, wie er sich schüttelt vor Behagen. „Also denken Sie,

das junge Paar, das wir oft zusammen unten am Strande gesehen, die Engländerin mit dem goldblonden Haar, die stets so extravagante Toilette machte, — Sie erinnern sich doch? — und der Schlagetot von Mann, über dessen ungeschickte Verliebtheit in seine Frau wir oftmals unsere Witze gerissen — also die beiden sind gar nicht miteinander verheiratet. Aber das wäre ja schließlich nicht so merkwürdig. Es wird noch manches Pärchen hier in Scheveningen geben, das als Mann und Frau zusammen reist und doch niemals ein Standesamt gesehen. Aber jetzt beginnt erst mein Roman. Die blonde Frau ist nämlich doch verheirathet, aber nicht mit dem Mann, mit dem sie hier ist, sondern mit einem andern, der ihr Vater sein könnte an Jahren, einem steinreichen Fabrikanten, dem sie durchgebrannt ist eben mit diesem Schlagetot, einem Angestellten in dem Geschäfte ihres legitimen Gatten. Und nun passen Sie auf: Vor drei Tagen kommt nun der verlassene Gemahl hier an, steigt in demselben Hotel ab, wie seine Frau und ihr Liebhaber und überrascht das

Pärchen auf seinem Zimmer. Jetzt glauben Sie gewiß, kommt die dramatische Scene. Der betrogene Gatte zieht einen Revolver aus der Tasche, stürzt sich auf den Räuber seiner Ehre, Schüsse fallen, das ganze Hotel läuft herbei, Mord und Totschlag, einige Leichen, Polizei 2c. 2c. Aber nichts von alledem! Der hintergangene Ehemann verzeiht, verzeiht so vollständig, daß kaum zwei Stunden später alle drei bei einem famosen Frühstück im Kursaal beisammen sitzen, bei dem man auf das Wohlergehen des jungen Paares angestoßen haben soll, und daß dieses den gutmütigen Alten am Nachmittage zur Bahn bringt, wo es, wie ich höre, eine rührende Abschiedsscene gegeben hat. Er soll sich bei seiner Frau, die er jetzt dem Jüngeren überlassen, dafür bedankt haben, daß sie so viele Jahre treu bei ihm ausgehalten, und daß sie ihm sein Leben verschönt habe, und soll ihr außerdem noch einen beträchtlichen Teil seines Vermögens geschenkt haben — da sie blutarm war, als er sie heiratete und auch ihr Seladon über irdische Güter nicht verfügt — damit seine Frau nie Mangel leide,

niemals den Schritt zu bereuen brauche, den sie gethan, und nicht mit Groll an ihn zurückdenken müsse. Er habe ja gewußt, daß sie ihn nicht lieben könne, war von Tag zu Tag auf etwas Derartiges gefaßt und nur erstaunt darüber, daß es nicht schon lange eingetreten, was jetzt geschehen. Und nun sagen Sie, mein Lieber, ob es einen größeren Dummkopf in der Welt geben kann, als diesen großmütig verzeihenden Gatten, oder ob Sie das am Ende auch Edelmut nennen, wie mein Freund hier?“

„Ich kann das beim besten Willen nicht dumm finden“, erwiderte ich, „aber ich kann freilich auch Ihrem Freunde nicht unbedingt beistimmen; sondern —“

„Das hätte ich mir eigentlich denken können! Wer, wie Sie selbst — na, ich will nichts gesagt haben —“

Er lächelte mir verständnisinnig zu und zwinkerte mit den Augen.

„Uebrigens mache ich Ihnen mein Kompliment über Ihren Geschmack. Einer solchen Potiphar gegenüber mag der Teufel den Josef spielen.“

Ich lasse die letzten Anspielungen unbeachtet und sage nur: „Sie irren sehr. Ich heiße die ganze Affaire keineswegs gut, sondern nur das Verhalten des Gatten. Er wußte, daß sie ihn nicht liebte, als sie ihn heiratete, und hat sie somit einfach gekauft, ihre Schönheit, ihre Jugend mit seinem Gelde gekauft und sie zu einer unmoralischen Handlung verführt, dazu nämlich, sich von ihm kaufen zu lassen. Er hat ihrem Charakter also einen Schaden zugefügt, den er noch lange nicht damit wieder gut macht, wenn er ihr jetzt einen Teil seines Vermögens schenkt. Freilich ist es ja schon außerordentlich viel, wenn der Starke das Unrecht einsieht, das er dem Schwachen zugefügt, und es wieder auszugleichen trachtet."

„Ja, aber mein Verehrtester, Sie reden ja gerade, als ob er sie gezwungen hätte, ihn zu heiraten. Hat sie es nicht freiwillig gethan, trotzdem sie ihn nicht liebte, und hat sie ihn nicht damit betrogen und dann noch einmal betrogen, da sie ihm davonlief?"

„Ich sage ja auch nicht, daß sie recht an dem

that, was sie gethan. Aber der Verführer ist doch immer wieder verdammenswerter als sein Opfer, und umsomehr in einem solchen Falle, wo der Reichtum die Armut in Versuchung bringt. Denken Sie, wenn irgend ein reicher Banquier einen armen Bureaudiener, der von seinem kärglichen Gehalte mit seiner zahlreichen Familie vielleicht nur auf die kümmerlichste Weise sein Leben fristet, durch ein kleines Vermögen, daß er ihm böte, und das ihn für alle Zeiten jeder Sorge überhöbe, dahin brächte, ihm den Inhalt eines wichtigen Aktenstückes oder einer Depesche zu verraten: wer wäre da strafbarer, der Banquier oder der Bureaudiener?"

„Das läßt sich mit unserem Falle garnicht vergleichen. Denn der Bureaudiener thut, wenn er der Versuchung nicht widersteht, etwas, wovon er die Konsequenzen nicht übersehen kann, was, wie er denkt, niemandem einen besonderen Schaden bringt."

„Ganz recht; aber er thut es auch ohne besondere Schwierigkeiten, ohne Anstrengung und fast ohne alle Gefahr, denn die Möglichkeit, ent=

deckt zu werden, ist doch sehr gering, da es im Interesse des Verführers im gleichen Maße gelegen ist, daß die Sache nicht herauskomme, wie in dem des Verführten. Er braucht also höchstens seiner Ehrlichkeit einen Stoß zu geben. Aber das muß ja das Mädchen auch, das einen ungeliebten Mann heiratet, und überdies schlägt sie noch ihre Jugend, ihr Fleisch und Blut, und was mehr ist, ihr ganzes Lebensglück vielleicht in die Schanze für das bischen Geld, das er ihr dafür bietet. Und wenn sie den Mann später hintergeht, dann hat sie noch lange nicht genug Vergeltung geübt für den Defekt, den ihre Moral durch ihn erlitten. Denn hat die Tugend einmal ein Loch bekommen, dann wird es von selbst schon größer, und der erste Schritt ist bekanntlich immer der schwerste."

„Sie meinen also, sie müsse ihren Mann nicht einmal, nein, unaufhörlich betrügen, um nur halbwegs bei dem Geschäfte auf ihre Rechnung zu kommen?"

„Nein, das meine ich nicht. Sie muß den Mann überhaupt nicht betrügen; aber thut sie

es doch, so finde ich, daß es eher seine Schuld ist, wie die ihre, und ich kann sie nicht unbedingt verdammen.“

„Da mag der Teufel daraus klug werden.“

Er sagte diese Worte halb ärgerlich und halb resigniert, der gute alte Herr, ließ sich noch ein Gläschen von seiner Sorte einschenken und wandte sich dann an den Dritten im Bunde, der, ohne sich in unser Gespräch zu mischen, demselben doch aufmerksam gefolgt war: „Da haben sie es, das ist die Weltanschauung der heutigen Jugend! Wir waren ja auch gerade keine Tugendbolde; aber wir wußten doch, daß wir es nicht waren. Aber diese jungen Herren sind die größten Sünder und wollen sich und der Welt einreden, sie seien Heilige. Na, wir kennen diese Heiligen; recht sonderbare Heilige auf alle Fälle! Aber deswegen keine Feindschaft nicht, mein lieber, junger Freund!“ fügte er nach einer kleinen Pause hinzu und stieß mit mir an. „Ich wollte Ihnen ja auch nicht etwa Moral predigen; aber etwas wie die Notwendigkeit von Pflicht und Gewissen geben Sie ja wohl auch am Ende zu?“

Ich hatte etwas auf der Zunge von dem Unharmonischen, Unvollkommenen gegenüber der reinen Harmonie rc. rc., was ich in meinem Duboc gelesen — man bringt ja immer gern so ein paar Brocken an, die man erst wenige Stunden vorher von der Weisheit eines andern aufgeschnappt und sich nach seiner Weise zurechtgelegt hat — aber ich unterdrückte es noch rechtzeitig, lächelte und antwortete, ich wüßte ja, wie es gemeint wäre.

Wir schüttelten uns die Hände.

Ich zahlte und wollte gehen.

Schließlich hatte ich doch nicht Lust, mich mit diesem feuchtfröhlichen Philisterherzen in zwecklose Diskussionen einzulassen und mir seine faden Bourgeois-Anschauungen über Moral und noch andere schöne Dinge vordocieren zu lassen.

Aber er hielt mich noch eine Weile zurück.

„Auf Wiedersehen also," rief er mir dann endlich zu, nachdem er mir ein paar von seinen saftigsten Anekdoten noch aufgehalst hatte, von

denen er stets einen ganz artigen Vorrat auf Lager hatte. „Das heißt, sieht man Sie überhaupt wieder einmal? Meine Mädchen werden es garnicht glauben wollen, wenn ich ihnen erzähle, ich hätte Sie getroffen. Wir dachten, Sie wären längst abgereist. Und üben Sie nur nicht gar zu schlimme Vergeltung für die kleine, von ihrem Manne „gekaufte“ Frau. Aber ein Hauptkerl sind Sie doch, und ich wäre imstande, Sie zu beneiden um dieses Prachtweib!“

„Ja, wer ist sie denn, von der Sie da immer schwärmen?“ mischte sich jetzt auch der andere Herr in die Unterhaltung.

„Ja, das bleibt unser Geheimnis, nicht wahr?“ antwortete Herr Rüdinger, mir verschmitzt zublinzelnd. „Aber schön ist sie, das ist keine Frage. Und selbst im Bade, wo ich alle Frauen häßlich finde, wenn das Wasser sich so recht in ihre Kleider gesetzt und ihre Haare zerzaust hat, selbst dann sieht sie noch aus — Venus, dem Meerschaum entstiegen!“

Ich machte, daß ich fortkam.

Diese plumpen Anspielungen verletzten mich und trieben mir das Blut in die Wangen.

Warum aber nannte er sie eine von ihrem Manne „gekaufte“ Frau? Was wußte er von ihr? Was von ihrem Manne?

Ich werde Erkundigungen einholen!



IX.

Aber wahrhaftig, er hat recht.

Sie sieht selbst nach dem Bade noch so schön aus, so frisch wie eine Venus, die dem Meerschaum entstiegen. Das ist der beste Vergleich, wenn auch nicht gerade sehr ungewöhnlich.

Famoser alter Knabe, so den Nagel auf den Kopf zu treffen!

Ich traf sie heute im Bade, nicht auf Verabredung natürlich; aber doch nicht so ganz aus bloßem Zufall, wie damals, als ich den Kopf zum Fenster meiner Kabine hinausgesteckt und sie auf der Treppe ihres Badekarrens gesehen hatte.

Ich erblickte sie heute, als ich die Treppe zum Strande hinabstieg, wie sie eben in einen Badewagen verschwand, sah, wie dieser schwer-

fällig kehrt machte und sie ins Wasser hineinfuhr.

Ich merkte mir die Nummer des Wagens, und wie gerufen war gerade auch mein freundlicher Bursche zur Stelle mit seinem ewigen, nie verschwindenden Grinsen auf dem derben, breiten Gesichte.

Rasch suche ich ihm nun verständlich zu machen, was ich von ihm wünsche, und er bringt es wahrhaftig fertig, den Karren, in dem ich mich befinde, dicht an den ihren heranzufahren, wobei er freilich einen andern, der diesem zu nahe stand, beinahe über den Haufen rennt.

Ich entkleide mich so schnell ich kann und lege mich auf die Lauer, um sie zu sehen, wenn sie aus ihrer Zelle tritt. Und richtig, hier steht sie wieder auf der Treppe des Wagens mit ihren kleinen, rosigen Füßchen und in dem ganzen Zauber aller ihrer Reize — wie damals.

Ich halte den Atem an und wage mich nicht zu rühren, aus Furcht, das schöne Zauberbild zu verscheuchen, an dem ich mich festsauge mit meinen Blicken.

Wie sie jetzt mit ihren vollen, weichen Armen ihr Söhnchen zu sich emporhebt und ihn dann an ihre schwellende Brust drückt, wie ihr Antlitz sich rötet vor Freude, wie sie ihre Lippen an die seinen preßt, ihr Auge sich voll Liebe in das des Sohnes versenkt; das alles sehe ich hinter dem vorsichtig zurückgeschobenen Fenstervorhang.

Welch' eine Wonne, mit nichts zu vergleichen, muß es sein, von diesem Weibe geliebt zu werden, und wie beneide ich meinen kleinen Freund um das Glück, von diesen Armen umschlungen, von diesen Lippen geküßt zu werden!

Und nun steigt sie mit ihm die Treppe hinab und eilt den Wogen entgegen, die sie neckend schon umspielen, und ist bald meinen Blicken entschwunden, wie sie die Welle ganz umhüllt, und taucht bald wieder aus dem Wasser empor, immer schöner und lockender mit ihren weißen Schultern, und ihrem blendenden Nacken und den vollen, verführerischen Armen, die sie wie verlangend ausgebreitet hält.

Ich stürze aus meiner Kabine hinaus in die

Fluten, die unter meinen Tritten emporspritzen hoch über meinen Kopf hinweg.

Etwas wie Kampfeslust regt sich in mir, die Lust, sie dem Meere zu entreißen, das mit seinem glitzernden Schaume sie wie in einen Schleier einhüllt, bald liebkosend sie umschmeichelt, bald mit brutaler Gewalt sie ganz zu bezwingen trachtet.

Sie den Fluten abzutrotzen, mit meinen Armen sie zu umschlingen, die weichen Rundungen ihrer geschmeidigen, schlanken Glieder zu umfangen, die nach ihren Küssen schier verschmachtenden Lippen auf die ihren zu pressen in wahnsinniger Lust, bis mir die Sinne schwinden, bis alles um mich vergeht, und ich dahinsterbe in dieser tollen Umarmung!

Ihr weißer Leib schimmert mir verführerisch entgegen, ihre nackten Arme locken mich, die Nixe ruft, und in seliger Raserei werfe ich mich den wildaufschäumenden Wogen entgegen, die sausend in der Tiefe verschwinden, und plötzlich wieder aus ihr emporschnellen.

Ich achte nicht der Kraft ihres Anpralls

mit dem sie mich zurückzuschleudern suchen, nicht des Gischts, mit dem sie mich überschütten.

Rasch untertauchend in die Wellen, die gegen mich heranjagen, und dann wieder hinausgetragen gegen die offene See, auf dem Rücken der von dem Strande wiederkehrenden Wogen, strebe ich ungestüm vorwärts.

Aber das lustige Spiel wird allmählich zum grimmigen Kampfe.

Um mich herum zischt es und braust es, Wassergarben stürzen prasselnd auf mich hernieder, Abgründe, schwarze, gähnende Tiefen öffnen sich und suchen mich hinabzuziehen, wirbelnde Wellen streben mich in ihre verderbenbringende Kreise zu zwingen, die See schäumt und rollt, und betäubend schallt ihr Donner mir ins Ohr.

Aber mutig kämpfe ich gegen sie an, mit allen meinen Kräften mich gegen ihre Uebermacht wehrend.

Ich fühle nicht mehr das Locken der Nixe. Der Kampf nimmt jede Faser in mir in An-

spruch und bringt mich aus meinem Rausche wieder zur Besinnung.

Wie eine Welle mich hoch emporhebt über das Wasser, blicke ich um mich und sehe, daß ich weit hinausgeraten bin über den Badeplatz auf die offene See, und daß eines der Bote, die zur Verhütung von Unglücksfällen zur Badezeit immer hier vor Anker liegen, hinter mir her ist, aus dem man mir allerlei zuruft, was ich nicht verstehen kann.

Aber ich merke wohl, daß man mich in Gefahr glaubt, und daß man mir zu Hilfe kommen will. Aber ich bin ja gar nicht in Gefahr und habe keine Hilfe nötig.

Noch bin ich Herr über das wilde Element.

Ich wende mich um, und von den auf das Ufer losstürmenden Fluten getragen, bin ich in wenigen Augenblicken wieder an dem Strande, wieder mitten unter den vielen Menschen, die mich schon verloren geglaubt und sich jetzt um mich scharen, wie um einen vom Tode Wiedererstandenen.

Doch bald verlieren sie sich, einer nach dem

andern, nach einer Menge unnützer und lästiger Fragen, da sie mich zwar etwas echauffiert und außer Atem, aber sonst bei bestem Wohlsein sehen, offenbar enttäuscht, wie Leute, die glaubten, etwas Interessantes, Nervenaufregendes zu erleben und sich nun in ihren Erwartungen betrogen sehen.

Und da ist auch sie, blaß, wie ich sie noch nie gesehen, und mit bebender Lippe.

Sie ergreift meine Hand, die ich ihr mit einem fröhlichen, scherzhaften Gruße entgegenstrecke, und hält sie fest.

Ich fühle, wie ihre feine, kleine Hand erzittert, wie ihre Finger krampfhaft sich um die meinen schließen, und ich glaube zu bemerken, wie ihre schönen, dunklen Augensterne feucht erglänzen.

Aber wie schön ist sie trotz der Blässe, die ihre Wangen bedeckt, trotz des Wassers, das sich an ihren Kleidern festgesetzt hat und mit unzähligen in der Sonne wie Diamanten glitzernden Tropfen von ihren Armen, von Brust und Nacken funkelt. Herr Rüdinger hat recht: Venus, dem Meerschaum entstiegen!

„Zanke den Onkel nur gehörig aus,“ sagt sie jetzt zu ihrem Söhnlein. „So waghalsig zu sein, so leichtsinnig und Mama solchen Schrecken einzujagen!“

„Habe ich Sie wirklich erschreckt, gnädige Frau?“ frage ich, und diesmal bin ich es, der ihre Hand drückt und sie festhält.

Aber nun macht sie sich los.

„Sie sind ein schlimmer Mensch,“ sagt sie, „und verdienen es gar nicht, daß man sich um Sie ängstigt.“

Und ihren Egon bei der Hand nehmend, wendet sie mir den Rücken, und ist in ihren Badekarren verschwunden, ehe ich mich dessen versehe.

Aber mich verlangt es noch garnicht nach dem Lande.

Von ihrer zarten, kleinen Hand ist sengend heiß eine Welle zu mir herübergeschossen, und ihre Gluten durchlodern mich auch jetzt noch, als schlössen ihre Finger sich noch um die meinen.

Ich muß den Brand kühlen, der neu wieder in mir entfacht, mich zu verzehren droht, und ich kehre nochmals zurück in die kühlen Fluten, die ich soeben verlassen, nicht mehr gegen sie ankämpfend in wildem Rasen, sondern sie liebkosend und von ihnen gestreichelt, sie, denen ich es zu danken habe, daß ich nun weiß, was ich weiß.

Oder war es gar keine Thräne, die sich aus ihrem Auge stahl und die blasse Wange hinablief, und war es nur eine der tausenden von Perlen, mit denen die Meerflut sie überschüttet hat?

X.

Wozu in aller Welt werden nur Vorwörter zu Romanen geschrieben? Erstens, liest sie ja doch kein Mensch, und dann: sind sie nicht richtige Anklageschriften des Autors gegen sein Werk?

Statt sich hinzusetzen und alle die Fehler auszumerzen, die so ein Dichter in seiner Arbeit entdeckt hat, statt sein Opus noch einmal umzuarbeiten; flugs schreibt er ein Vorwort und sucht sich und aller Welt darin zu beweisen, daß die Mängel gar keine Mängel sind, und daß das Ganze so und nicht anders hätte gemacht werden können.

Die meisten Männer, welche in irgend ein „dummes Verhältnis“ hineingeraten sind, kommen mir so vor, wie die Vorwörter schreibenden Romanschriftsteller.

Sie wissen ganz genau, daß sie eine Dummheit um die andere begangen haben; aber statt sie nun wieder gut zu machen, begehen sie womöglich noch ein paar größere dazu.

Und dann reden sie sich ein, daß sie garnicht anders hätten handeln können, faseln von der Macht der Umstände und ähnlichen Dingen, womit sie sich einlullen und anderen Sand in die Augen streuen wollen.

Hat z. B. irgend jemand mit der Frau eines andern eine Liebelei angefangen — erste Dummheit! — wird die Sache bekannt, und kommt es zu einer zweiten, noch viel größeren Dummheit, einem Duell oder etwas dergleichen, dann sagt sich derjenige, der den ganzen Brei eingerührt, nicht, daß er sich alles an den Fingern hätte abzählen können, wie es kommen mußte, und daß er ein Esel gewesen; sondern er lügt sich etwas vor von den Wahlverwandtschaften, von der zwingenden Gewalt der Liebe, daß sie etwas „Unwiderstehliches sei, dem Ueberlegen und Wollen nichts anzuhaben vermögen“, etwas „Harmonisches“, dem gegenüber Pflichten

gegen den Ehemann, dem er sein Eigentum gestohlen, nicht in Betracht kommen können, weil sie etwas Unharmonisches seien, etwas Unvollkommenes ꝛc.

Aber zum Teufel! Die Frau ist doch nicht Eigentum des Mannes, auch wenn er sie „gekauft“ hat, und dann erst recht nicht! Und ferner: wie kann man jemand etwas stehlen, was er garnicht besitzt, was er niemals besessen hat? *Wie kann man einem ungeliebten Manne die Liebe seiner Frau stehlen?*

Ja, wenn sie ihn liebte!

Aber kann sie ihn lieben und nebenbei noch einen andern?

Also liebt sie ihn nicht.

Und dann — dann ist ja die Sache sehr klar und einfach.

Und doch scheint sie mir wieder recht kompliciert und verworren, und wenn ich es mir recht überlege, ist auch Punkt 2 noch garnicht so klar und sicher, wie ich dachte, und ich tappe noch immer ebenso sehr im Dunklen, wie zuvor.

XI.

Mit dem ersten Grauen des Morgens war ich heute wach.

Ueber dem Meere lag ein weißer Nebel, stellenweise dicht zusammengeballt, dann wieder zart hingehaucht wie ein feiner Schleier, unter dem die glänzende Fläche des Meeres hindurchschimmerte.

Ich kleide mich an und gehe über die Korridore und Treppen des Hotels, in dem noch alles im tiefsten Schlafe liegt, hinab, rüttele den Hausdiener wach, der in der Loge des Portiers auf einem Sofa schlafend seine Nachtwache hält und trete ins Freie.

Eine kühle, erfrischende Luft empfängt mich im angenehmen Gegensatze zu dem Dunst, der schwer und stickig die Gänge des Hotels erfüllte,

und in vollen Zügen atme ich Frühluft und Morgentau.

Nun bricht ein Sonnenstrahl durch das Grau und schießt mitten hinein in einen weißen, dichten Nebelballen, der, wie aus tiefem Schlummer erweckt, sich zu regen beginnt und purpurn erglüht unter dem Kusse dieses ersten Sendboten des nahenden Tages.

Und ich genieße das herrliche Schauspiel eines Sonnenaufganges, das uns desto mehr entzückt, je seltener wir Langschläfer Gelegenheit haben, es zu bewundern.

Aber selbst das, denke ich, würde man bald satt bekommen, tagtäglich es zu verfolgen, von dem ersten schüchternen Lichtblitze an bis zu dem Zeitpunkte, wo die Sonne voll und strahlend vom Himmel den hellen, klaren Tag herniederleuchtet.

Aber nie könnte ich müde werden, sie zu sehen, tagtäglich sie zu sehen und sie zu bewundern — mein ganzes Leben hindurch. Nie kann ich alle diese tausendfältigen Reize auskosten, von denen sie stets neue, stets bestrickendere mir ent-

hüllt, und ich glaube, der gute, alte Michelet hat ganz recht, wenn er meint, daß die Liebe nicht ein Drama in einem Akt darstelle, keine oberflächliche Erkrankung, die man mit so wenig Umständen wie möglich loszuwerden sucht; sondern daß sie eine langdauernde Aufeinanderfolge sei von sehr verschiedenen, leidenschaftlichen Gemütsbewegungen, welche das Leben unterhalten und erneuern, und daß das Weib ohne Unterlaß ihr inneres und äußeres Aussehen wechselt und dadurch dem Feuer der Liebe stets wieder neue Nahrung giebt.

Die scharfe, erquickende Morgenluft wirkt auf mich wie eine kalte Abreibung.

Der Körper fühlt sich leicht und gestärkt, alle Sinne sind erfrischt und neu belebt, und ich vermag jetzt klarer meine Situation zu erkennen und zu beurteilen, als in der vergangenen Nacht mit ihren wirren Phantasieen, ihren sprunghaften Gedanken, die in toller Jagd meinen Kopf durchbrausten.

Ich weiß jetzt, was mir not thut, und daß ich Gewißheit haben muß — um jeden Preis.

Fast regungslos liegt heute die große, ungeheure Meeresfläche da, wie durch Zauberhand geglättet. An Stelle der wild einander jagenden Wellen ein ruhiger Spiegel, nirgends etwas von Kampf und Aufruhr. Ruhe und Frieden überall. Keine Windsbraut, die mit Ungestüm die Nebel hinwegfegt, die über dem Wasser lagern, sanft und leise entschweben sie unter dem Lichte der immer höher steigenden Sonne, die jetzt ihr Antlitz spiegelt in den unendlichen Fluten. Kein Lüftchen regt sich, und immer fühlbarer macht sich die Gewalt ihrer Strahlen.

An dem Strande ist es allmählich lebendig geworden.

Die Kutscher mit ihren Pferden sind schon da, stehen beisammen und unterhalten sich, indem sie dabei ihr mitgebrachtes Frühstück verzehren. Die Frauen und Männer, deren Geschäft es ist, Neulingen und ängstlichen Gemütern beim Baden behülflich zu sein und ihnen die Kunst beizubringen, mit den Wellen umzugehen, die Weiber, welche die Kabinen rein zu machen haben, die Wäscheausgeberinnen, kurz diese ganze kleine Armee

von Menschen, welche die Bedienung der Badegäste erfordert, hat sich nach und nach versammelt, und sogar einige Frühaufsteher haben sich schon eingefunden und baden.

Ich setze mich noch ein Stündchen auf die Kurhausterrasse, wo ein verschlafener Kellner mir ein Frühstück serviert, und sehe dem Treiben zu unten an dem Strande: wie er sich immer mehr bevölkert, wie die vereinzelten Badekarren, die, wie vorgeschobene Wachtposten, zuerst nur im Wasser standen, vom Lande aus immer mehr Succurs erhalten, und wie allmählich eine ganze lange Linie dieser plumpen Gefährte sich entwickelt.

Aber die Sonne sticht schon ganz gehörig und treibt mich endlich hinweg von meinem Ruheplätzchen auf der Terrasse.

Eine leise Müdigkeit hat mich befallen, an der die unruhige Nacht und der ungewöhnlich frühe Spaziergang wohl gleichmäßig schuld tragen, und ich freue mich schon im voraus auf mein Sofa, auf die neu angekommenen Zeitungen und eine gute Cigarre bei herabgelassenen Vorhängen in der kühlen Hotelstube.

Ich gehe durch das Kurhaus hindurch und über den Platz hinweg, der zwischen diesem und dem Bahnhofe der Dampftramway liegt, als plötzlich drei Gestalten, von denen die eine, kleinste, lebhaft gestikulierend mir entgegenwinkt, am Ende des weiten Squares vor mir auftauchen.

Ich beschleunige meine Schritte und muß zunächst der allzu stürmischen Begrüßung meines Freundes Egon wehren, ehe ich imstande bin, seiner Mama einen guten Morgen zu wünschen.

Wie schön ist sie auch heute wieder, und wie preise ich den Zufall, der mich sie jetzt gerade begegnen ließ!

Doch wie mein Blick nun auf ihren einfachen, aber eleganten Reiseanzug fällt und auf die schwere Menge von Reiseutensilien, mit denen Egons Bonne bepackt ist, da überkommt mich mit einem Male ein heftiger Schreck.

Hat sie irgend eine Nachricht bekommen, die sie veranlaßt, plötzlich abzureisen?

Aber sie will nur nach Zandvoort, nur ihre

Bekannten und Landsleute besuchen, in deren Gesellschaft ich sie schon auf dem Balle im Kursaal gesehen: den Mann, den ich eine zeitlang für ihren Gatten gehalten, und die Dame, die ihr bei der Heimkehr vor dem Hotel das „Adieu, ma chère!“ aus dem Wagen nachgerufen hatte.

Ich gehe die wenigen Schritte mit bis nach der Station und bin ihr beim Einsteigen behülflich, hebe Egon auf die Plattform, nehme seiner Bonne einen Teil ihrer unzähligen Päckchen ab, die ich ihr dann zum Fenster des Wagens wieder hineinreiche, und warte, bis der Zug abfährt.

Und während er sich langsam in Bewegung setzt, und Egon mir nochmals aus dem Fenster mit seinem Tuche zuwinkt, kaufe ich rasch ein Sträußchen, das mir von einer Blumenverkäuferin gerade angeboten wird, und schwinge mich eiligst auf die Treppe am andern Ende des langen Wagens, wo sie eingestiegen.

Und in dem Moment, wo der Zug die Halle hinter sich läßt und ein schnelleres Tempo anschlägt, trete ich ein, mit den Blumen in der Hand, die ich ihr mit einer feierlichen Verbeu-

gung überreiche, zu ihrer nicht geringen Ueberraschung und zu des kleinen Egons unbändigem Jubel.

Und wir scherzen und plaudern zusammen, bis der Zug, allzuschnell leider, in den Bahnhof im Haag einfährt, wo ein anderer Zug nach Harlem schon bereitsteht.

„Ich danke Ihnen nochmals,“ sagte sie, bevor sie ins Coupé steigt, und birgt ihr Gesicht einen Augenblick lang in die Blumen, die ich ihr gebracht. „Wie schön sie duften!“

Ich küsse ihr die Hand.

Aber der Schaffner mahnt zur Eile.

„Adieu,“ sagt sie, und ich fühle einen leisen Druck ihrer kleinen, zarten Hand, die in der meinen ruht — ein ganz klein wenig länger vielleicht als sonst.

Und dann steigt sie rasch die Treppen empor, und nachdem der Schaffner die Thüre geschlossen, wendet sie sich nochmals um und ruft mir aus dem offenen Fenster scherzhaft und wohlgelaunt zu: „Auf Wiedersehen in Harlem!“

„Wenn ich darf?“ erwidere ich und setze den einen Fuß auf die Treppe des Nachbarcoupés. „Wenn ich darf?“

Erschrocken wehrt sie mir ab.

„Sie närrischer Mensch,“ sagte sie, „Ihnen ist wahrhaftig alles zuzutrauen. Aber was würden meine Freunde sagen, wenn ich unter Eskorte bei ihnen ankäme? Bleiben Sie nur hübsch fein in Scheveningen und amüsieren Sie sich recht gut.“

„Nun treiben Sie noch Ihren Spott mit mir!“

„Spott, wieso?“

„Kann es ein Amüsement für mich geben ohne Sie?“

„Machen Sie keine Phrasen, wahrhaftig, das steht Ihnen nicht gut!“

Ich wollte etwas erwidern; aber die Lokomotive pfiff, und langsam rollte der Zug den Perron entlang.

„Ich werde an Sie denken,“ sagte ich und ging ein paar Schritte mit dem Zuge mit.

Ich konnte nicht mehr verstehen, was sie antwortete.

Der Lärm der Räder und wieder ein schriller Pfiff einer eben einfahrenden Maschine hatten ihre Worte verschlungen.

Aber aus einem Fenster sah ich noch etwas winken, und diesmal war es nicht Egons Taschentuch. Es war eine kleine, zierliche Hand mit einem feinen, braunen, schwedischen Handschuh darüber. Und diese Hand hielt einen Blumenstrauß fest, denselben, den ich in Scheveningen gekauft.



XII.

Sie leben, Sie leben also wirklich?“

Mit diesen Worten werde ich aus den wohligen Träumereien aufgeschreckt, denen ich mich, in einen Strandkorb gelehnt, im Schatten oben vor dem Hotel hingegeben hatte.

Es ist Herr Rüdinger.

Er zieht sich einen Rohrstuhl herbei, setzt sich mir gegenüber und macht es sich, nachdem er mir eine Cigarre offeriert und sich selbst eine andere angezündet hatte, so bequem wie möglich.

„Und nun erzählen Sie,“ sagt er, „wie denn das eigentlich zugegangen! Die seltsamsten Gerüchte sind ja über Sie im Umlaufe!“

„Ueber mich?“

„Ach thun Sie doch nicht so! Ganz Scheve-

ningen spricht ja von nichts anderem, als von Ihrem Abenteuer gestern im Bade!“

„Ach, die dumme Geschichte!“

„Sie haben sie also wirklich gerettet?“

„Ich? Wen denn?“

„Nun, Ihre schöne Wienerin, Frau Schild!“

Ich mußte hell auflachen.

„Ich sollte sie gerettet haben? Und wovor denn?“

Herr Rüdinger verzog sein Gesicht zu einer ärgerlichen Miene.

„Ich glaube wirklich, Sie kokettieren mit Ihrem Heldenstückchen,“ sagte er. „Aber die Lebensrettermedaille wird Ihnen ja doch nicht ausbleiben, und einen viel süßeren Lohn haben Sie wohl schon eingeheimst? Wie?“

Nun war die Reihe ärgerlich zu werden an mir.

„Würden Sie nicht die Freundlichkeit haben, mir endlich zu sagen, was man sich eigentlich von mir erzählt? Wahrhaftig, ich verstehe kein Wort von alledem!“

„Nichts weiter, als was ich Ihnen schon

gesagt, mit einigen Varianten natürlich und einem mehr oder minder dramatischen Schlusse: Daß Ihre schöne Freundin sich beim Baden zu weit ins Wasser gewagt, daß Sie auf ihren Hülferuf sich todesmutig in die Fluten gestürzt und sie den Wellen entrissen haben sollen, daß Frau Schild ohnmächtig vom Platze getragen wurde, und daß auch Sie vor Erschöpfung und Aufregung halb oder ganz tot zusammengesunken seien. Nun, das letztere ist ja wenigstens nicht wahr, Gott sei Dank."

„Wie Sie sehen!"

„Eine andere Version will wieder wissen, Frau Schild wäre Ihnen, nachdem sie sich von Ihnen gerettet wußte, um den Hals gefallen und hätte Ihnen ihre Liebe gestanden; eine dritte —"

„Um Gotteswillen hören Sie auf," unterbrach ich den alten Herrn. „Es ist ja keine Silbe wahr von dem ganzen Unsinn; keine Silbe!"

Und ich erzähle ihm, wie sich die Sache in Wirklichkeit zugetragen.

„An Ihrer Stelle aber würde ich die Ge-

schichte doch nicht so schlankweg dementieren," meint er darauf mit einem Schelmengesichte. „Erstens ist sie zu schön, und dann macht sie ja nun auch die anderen Weiber unfehlbar toll in Sie! Denken Sie! Der Nimbus des Helden! Welches Frauenherz kann da widerstehen? Ich sage es ja, Sie haben unverschämtes Glück bei Frauen. Und Ihre schöne Wienerin — sie ist wirklich bezaubernd — wissen Sie, was ich neulich von ihr hörte? Daß sie ein ganz armes Mädchen gewesen sein soll, als ihr Mann sie heiratete, die Tochter einer Beamtenwitwe, die sich durch Klavierstunden oder so etwas kümmerlich fortbrachte — also ganz Ihre berühmte Theorie von der „gekauften" Frau, und nun können Sie ja ganz ohne Gewissensbisse Vergeltung üben an dem Manne für den moralischen Defekt, den er ihr zugefügt, oder wie war doch die famose Geschichte?"

„Aber wie können Sie denken —"

„Ach thun Sie doch nicht so, Sie Heuchler Sie! Ich würde es, weiß Gott, nicht anders gemacht haben, als Sie!"

Ich hätte ihn gern noch über sie ausgefragt; aber plötzlich besann er sich, daß seine Töchter ihn erwarteten, und weg war er, ehe ich noch Gelegenheit hatte, etwas anderes aus ihm herauszubringen, als daß er nun seinen Mädchen einen fürchterlichen Bären über mein angebliches Abenteuer aufbinden wolle, an dem ich meine Freude haben sollte. Es würde einen Hauptspaß geben!



XIII.

Ich für mein Teil rechne den, der, um seiner Liebe treu zu bleiben, d. h. auf ihre Realisierung nicht zu verzichten, lieber alles andere preis giebt, um keinen Gran geringer, als den, der umgekehrt handelt.

Der Monotheismus der Pflicht erschöpft das Wesen des Menschen nicht. Wer über diesen Monotheismus nicht hinausreicht, der verläßt im Zwiespalt der Pflicht mit der Liebe sofort seine Sommerwohnung im Heiligtum der Liebe und bezieht ein dauerndes, wenn auch kühleres Quartier im Heiligtum der Pflicht. Aber er hat auch eben deshalb das Allerheiligste der Liebe nicht betreten.

Diese prächtigen Sätze fand ich heute in

meinem Duboc. Monotheismus der Pflicht — Ausgezeichnet! Sommerwohnung im Heiligtum der Liebe — famos, ganz brillant!

Das heißt also: Wer wahrhaft liebt, muß um jeden Preis die „Realisierung seiner Liebe" durchsetzen, die sinnlich-seelische Vereinigung mit der Geliebten ohne jede Rücksicht auf Pflicht und Gewissen, auf Gefühle der Pietät, oder auf Vorstellungen, die einem sonst für heilig und unverletzlich gegolten.

Oder aber, es kann von Liebe überhaupt nicht die Rede sein.

Wer die Pflicht im Kampfe mit der Liebe Siegerin sein läßt, der ist garnicht fähig zu lieben, in dessen „spiritualistisch verdünnter Atmosphäre seines Seelenlebens" kann etwas wie Liebe überhaupt nicht zur Entfaltung gelangen, und der ist somit weit „weniger Mensch", als derjenige, der umgekehrt handelt, oder um es weniger wissenschaftlich, aber gewiß auch treffend auszudrücken: der ist ein Waschlappen, ein rechter Waschlappen.

Und da habe ich mir Skrupeln gemacht, ob

ich sie lieben dürfe, ob ich es mit meinem Gewissen vereinigen könnte, ob es ehrenhaft sei, 2c. 2c., als ob in Sachen der Liebe nicht eine „eximierte Gerichtsbarkeit“ bestände, und als ob der, der wahrhaft liebt, nicht mit einem ganz andern sittlichen Maßstab gemessen werden müßte!

Und ich habe mich mit Vorwürfen gequält, daß mein Benehmen sie kompromittiere, daß ich sie dem Gerede der Leute aussetze — siehe die Bemerkungen des Herrn Rüdinger — ihren Ruf untergrabe; als ob solche Rücksichten, wie Rücksichten überhaupt für mich in Betracht kommen dürfen, als ob es nicht im Gegenteil geradezu meine Pflicht wäre, alles aus dem Wege zu räumen, alles zu zertreten, was mich an der „Realisierung“ meiner Liebe, an der Vereinigung mit der so heiß Geliebten zu hindern versucht, will ich das Heiligtum der Liebe nicht entweihen!

Hahaha! Pflicht und Gewissen! Scheu, dem Ehemann Hörner aufzusetzen! Rücksichten auf die Welt!

Ich glaube, ich war ein rechter Dummkopf!

XIV.

„Und haben Sie mich nicht gesehen in Haarlem?“

„Also waren Sie doch dort? Und ich hatte es Ihnen doch ausdrücklich noch verboten!“

„Ich habe Ihrem Gebote auch durchaus nicht zuwidergehandelt. Ich sah Sie, wie Sie Ihre Landsleute dort an der Bahn erwarteten, der Herr mit der interessanten, außergewöhnlichen Physiognomie und die Dame mit dem herrlichen Altorgan; wie Sie dann zusammen nach Zandvoort weiterfuhren, wie Sie sich dort unterhielten — alles, alles! Aber alles — nur im Geiste leider.“

„Nun machen Sie sich noch über meine Freunde und mich lustig, Sie böser Mensch!

Wenn Sie wüßten, wie gute Leute das sind, und wie ich sie liebe.“

„Grund genug für mich, um sie zu hassen.“

„Machen Sie schon wieder Phrasen?“

„Halten Sie es nur für Phrase, wenn ich Ihnen sage, daß ich diese Leute nicht ausstehen kann?“

„Dann mag ich Sie auch nicht mehr leiden! Aber reden wir, bitte, lieber von etwas anderem!“

„Gut, reden wir von etwas anderem. Also: wie hat Ihnen Zandvoort gefallen?“

„Recht gut; in gewissem Sinne sogar besser als Scheveningen. Es ist ruhiger dort und ungenierter.“

„Glauben Sie das nicht! Gerade, weil Zandvoort um soviel kleiner ist, als Scheveningen, ist man dort gewiß weit mehr geniert als hier, da man viel mehr das Objekt des Interesses und der Beobachtung seiner geehrten Mitmenschen ist. Hier verteilt sich das Interesse doch auf weit mehr Objekte, und der Einzelne kann in der Masse eher verschwinden.“

„Da haben Sie recht. Und wie haben Sie sich hier amüsiert?“

„Recht gut, ich danke. Sie haben mir es doch aufgetragen!“

„Gewiß! Und in wessen Gesellschaft waren Sie, wenn man fragen darf? Mit Ihren Berliner Freundinnen sicher?“

„Nein, in weit besserer Gesellschaft. In der besten, die ich mir denken kann sogar, und in der, die mir die liebste ist auf alle Fälle.“

„Wenn ich Sie für eitler hielte, würde ich denken, Sie waren allein.“

„Zum Teil haben Sie es auch getroffen. Ich war allein und doch nicht allein. Ich beschäftigte mich mit — Ihnen, gnädige Frau!“

An dem Ton meiner Stimme mochte sie wohl gemerkt haben, daß das keine Phrase war; sondern Ernst, heiliger Ernst.

Sie wandte sich zur Seite; aber ich konnte doch sehen, wie das Blut ihr heiß ins Gesicht schoß.

Eine kleine Pause entstand.

Als sie sich mir dann wieder zukehrte, war

eine seltsame Veränderung in ihren Zügen vor sich gegangen. Der heitere Ausdruck war verschwunden, den sie noch einige Augenblicke vorher gezeigt hatten, und eine Traurigkeit war darüber gebreitet, die mich erschreckte.

„Ach," sagte sie, „Sie sollten nicht so zu mir sprechen, nicht so!"

Es klang wie eine Bitte, und ihr Auge, ihr wundervolles Auge blickte so flehend, so Erbarmen heischend zu mir herüber, daß es mir ins Herz schnitt wie mit scharfen Messern.

Ich konnte nicht sprechen.

Ich erfaßte ihre Hand und wollte sie an meine Lippen führen; aber sie entzog sie mir leise.

„Ich habe es von Ihnen nicht erwartet, gerade von Ihnen nicht. Ich bin allein hier, schutzlos, und habe Ihnen vertraut. Ich habe gehofft, Sie würden das respektieren, und es war nicht edel von Ihnen, daß Sie es nicht gethan haben."

„Gnädige Frau, wenn Sie wüßten —" hub ich an.

„Nein, nein,“ unterbrach sie mich hastig, „nichts weiter, reden Sie nichts weiter! Ich will nichts wissen! Ich darf nichts wissen! Und reden Sie nie wieder so zu mir, wenn Sie wollen, daß wir gute Freunde bleiben! Ich bitte Sie darum, ich flehe Sie darum an —“

Eine Thräne schimmerte in ihren Augen — ich sah es deutlich — und überdeckte diese bezaubernden, dunklen Sterne mit feuchtem Glanze.

Eine seltsame Verwirrung hatte sich meiner bemächtigt.

Ich wollte reden, ich mußte reden; denn ich fühlte es, mein Lebensglück hing daran, und doch vermochte ein einziger Blick dieser Frau, die kleine Thräne, die ihrem Auge entquollen, ihre Bitte allein schon mich zurückzuhalten, daß ich mich beherrschte und — schwieg.

Und dann kam mein kleiner Freund einhergestürmt, in seiner tollen, ungestümen Weise seine Mama und mich mit seinen Liebkosungen überhäufend; und mit der Gelegenheit zu reden, war es für mich vorbei.

Aber nie vorher sah ich sie, trotz ihrer großen Liebe zu dem Kinde, der sie, so oft sie nur konnte, den zärtlichsten Ausdruck gab, so willig seine wilden Küsse ertragen, so heiß sie ihm alle wiedergeben, wie heute!



XV.

En amour, il y a trois façons de procéder: écrire, ce qui est à l'usage des enfants, parler, ce qui est la manière des très jeunes gens, agir, ce qui est celle des hommes.

Ich las diese Worte nachdem ich eben einen langen, langen Brief an *sie* beendet hatte, in Malots „Ghislaine“, und die Folge davon war, daß ich meine Epistel in viele kleine Stücke zerriß und in den Papierkorb warf.

Ist es denn nicht wahr?

Ist es denn nicht, wenn man in der Liebe Fortschritte machen will, äußerst kindisch, zu schreiben? Warum greift man zur Feder? Weil man nicht den Mut hat zu sprechen. Und man spricht, weil es einem an Courage fehlt zu handeln

Aber der Mann muß handeln, nicht schreiben, wie ein Kind, und nicht von seiner Liebe stammeln, wie ein grüner Junge, der sich ein Löwe dünkt, weil er einmal gebrüllt und mit einem komisch-pathetischen „Ich liebe Sie“ vor irgend einem Backfischchen debütiert hat. Aber nur allzubald kommt man dahinter, daß dieses angebliche Löwengebrüll nur ein ganz jämmerlicher Eselsschrei gewesen, und man schämt sich dann.

Um wie viel mehr Grund habe ich, mich zu schämen, ich, der ich es nicht einmal zu einer richtigen Liebeserklärung gebracht und ihr nun gar meine Stilübungen zumuten wollte. Es fehlte nur noch, daß ich Gedichte auf sie machte und ihr sie auf Rosapapier anonym zuschickte!

Agir, c'est la manière des hommes.

Natürlich! Herkules, der in Weiberkleidern am Rocken der Omphale spinnt! Als ob wir Männer uns nicht alle von diesem sogenannten „schwächeren Geschlechte“ an der Nase herumführen ließen, wohin es ihm beliebt, und als ob die Frauen nicht ohne Ausnahme so ein paar

Thränchen für alle Fälle in Bereitschaft hätten, die niemals ihre Wirkung versagen.

Selbstredend mußte auch ich darauf hineinfallen. Hätte ich mich durch das bischen Ziererei nicht einschüchtern lassen, ich wüßte jetzt schon, woran ich wäre, und hätte ich gehandelt, statt dieses unglücklichen Versuches zu reden, dann — ja dann!

Aber ich muß mich aufraffen und einen entscheidenden Schritt thun, nicht die Hände müßig in den Schoß legen und das Schicksal walten lassen. Oder sollte ich in das Allerheiligste der Liebe noch nicht gedrungen sein?

Agir, agir — ich gebe die Hoffnung nicht auf

XVI.

Baden b. Wien, 5. Aug. 1894.

Cher ami!

Was für Egoisten doch die Männer sind, dachte ich, als ich Ihren Brief zu Ende gelesen hatte; sie schreiben niemals, wenn sie nicht irgend etwas von uns haben wollen. Und wenn Sie sich auch alle Mühe gegeben und eine wirklich staunenswerte Geschicklichkeit an den Tag gelegt haben, den eigentlichen Zweck Ihres Briefes sorgfältig zu verbergen; halten Sie mich wirklich für so wenig scharfsichtig, als daß ich ihn nicht sofort herausgefunden hätte? Oder dachten Sie im Ernst, ich würde es Ihnen glauben, daß Sie nach einer so langen Schreibepause plötzlich das unwiderstehliche Bedürfnis empfunden hätten,

mich mit einer Beschreibung von Scheveningen zu unterhalten? Nota bene: Ich war nämlich selbst schon dort und schwärmte Ihnen oft genug davon vor, was Sie natürlich längst vergessen haben. Aber im übrigen giebt ja auch der Baedecker ganz schätzenswerte Aufschlüsse.

Eigentlich habe ich eine größere Achtung vor meinen geistigen Fähigkeiten bei Ihnen erwartet, und Sie hätten es verdient, daß ich mich so dumm stellte, als für wie Sie mich offenbar gehalten haben, und daß ich Ihnen mit einer eingehenden Schilderung unserer Schwefelstadt, unserer Lebensweise hier ꝛc. ꝛc. geantwortet hätte.

Aber ich will Gnade für Recht ergehen lassen. Wir Frauen sind ja immer groß im Verzeihen. Habe ich Ihnen alle die zahllosen Püffe und Knüffe vergeben, mit denen Sie mich traktiert hatten, als wir noch lustige Spielkameraden waren und auf dem Kriegsfuße standen, so sei Ihnen auch diese Sünde noch gnädigst verziehen, und ich will nicht länger zögern, Ihrer brennenden Neugierde nach Frau Schild, Ihrer schönen

Badebekanntschaft, Genüge zu leisten, so weit ich das vermag.

Denn darum war es Ihnen doch einzig und allein zu thun. Nicht wahr, mein Lieber? Und ohne Frau Schild hätte ich wohl noch lange auf ein paar Zeilen von Ihnen warten können!

Aber ich muß Ihnen zuerst das Geständnis ablegen, daß ich nicht weniger verliebt in die Frau bin, als Sie es zu sein scheinen. Und doch sind wir Frauen, schon weil wir nie ganz objektiv sein können, weit difficiler in unserem Urteil über Schönheiten unseres Geschlechts und lassen uns nicht so schnell imponieren, wie Ihr leicht zu fangenden Herren der Schöpfung.

Ich schwärmte schon von ihrer unvergleichlichen Schönheit, lange ehe ich sie persönlich kannte; aber man muß sie gesehen haben wie ich, im Ballsaale, in tiefdekolletierter Toilette, aus der ihre volle Büste, der entzückende Hals und Nacken, die herrlichen Schultern hervorleuchten wie Elfenbein, man muß sie kennen, ihre bezaubernde Anmuth und Grazie, ihr jeden

gleich für sich einnehmendes, so natürliches Wesen, um diese Frau ganz würdigen zu können.

Doch wozu erzähle ich Ihnen das? Als ob Sie das nicht alles selber wüßten, und als ob Sie nicht ohnehin schon viel zu viel in sie verschossen wären. Ja, ja, so ist es, und leugnen Sie nur nicht!

Aber ich fürchte, es ist völlig um Sie geschehen, wenn Sie nun erfahren, daß ihre Ehe eine tief unglückliche ist, ja daß man sogar eine zeitlang von einer Scheidung sprach. Aber damit scheint es nun doch nichts zu sein, und es ist jedenfalls geworden wie in so vielen Ehen, ein Nebeneinanderdahinleben, ohne daß einer mehr sich um den andern bekümmert, als um irgend jemand, mit dem man zufällig in demselben Hause wohnt.

Es ist ein ganzer Roman. Sie war arm, ganz arm, als sie ihn heiratete, und von Liebe wird wohl nicht viel bei ihr die Rede gewesen sein. Sie war ja auch noch so jung! Ihre Mutter gab Klavierstunden, und sie haben es beide kennen gelernt, was Not und Entbehrung heißen will.

Da werden sie sich vermutlich gesagt haben, daß eine so glänzende Versorgung sich wohl kaum ein zweites Mal je bieten dürfte, und haben zugegriffen.

Ueber die materiellen Sorgen waren sie nun hinaus, die Mutter gab alle ihre Stunden sofort auf und zog mit ihrer Tochter in das prächtige Haus, das Herr Schild sein eigen nennt; aber andere Sorgen stellten sich dafür ein. Die Familie des Herrn Schild, lauter Geldprotzen, wie sie im Buche stehen, zeigten sich ihrer neuen Verwandten gegenüber so unliebenswürdig wie nur möglich, und es soll Szenen gegeben haben, die der jungen, vielbeneideten Frau wohl nicht allzuangenehm in Erinnerung geblieben sein mögen. Dann starb die Mutter, und endlich kamen eheliche Zerwürfnisse.

Herr Schild, einer der berüchtigtesten Lebemänner Wiens schon vor seiner Verheiratung, vernachlässigte seine schöne, junge Frau nur zu bald, ging nach wie vor seinen galanten Abenteuern nach und steht seit längerer Zeit schon in unzweideutigen Beziehungen zu der kleinen Toni Kathner vom Ballet unserer Oper, die

seiner Frau an Schönheit freilich nicht das Wasser reicht, eine fesche, temperamentvolle Person zwar; allein mit dem frechen und gewöhnlichen Gesichtsausdruck dieser Damen. Sie muß aber doch eine seltene Gewalt über ihn üben. Denn sie versteht es, ihn, der als Schmetterling sonst von Blume zu Blume geflattert und nirgends standgehalten, so lange schon zu fesseln, und man sprach, wie gesagt, sogar davon, daß er sich von seiner Frau scheiden lassen wolle, um seine Maitresse zu heiraten. Seine Frau behandelt er dabei rücksichtslos bis zum Exceß und giebt sich so wenig Mühe, sein Verhältnis mit der Tänzerin zu verbergen, daß er z. B. sans gène nach einer Opernvorstellung, der seine Frau auch beigewohnt hat, vor ihren Augen in den Wagen zu seiner Geliebten einsteigt und seine Frau allein nach Hause fahren läßt. Zudem soll er ihr bei jeder Gelegenheit ihre Armut vorwerfen und drohen, sie auf die Straße zu setzen samt ihrem Kinde.

So führt die arme Frau gerade kein beneidenswertes Dasein. Aber nie hat jemand auch nur ein Wort der Klage von ihren

Lippen vernommen. Mit einer rührenden Sanftmut erträgt sie alles, und doch, welche Qualen muß sie erdulden, da sie niemanden hat, dem sie ihren Schmerz mitteilen, ihr Herz ausschütten könnte.

Das ist alles; aber freilich nichts Erfreuliches, und ich werde immer ganz traurig, wenn ich an diese Frau denke, der Jugend, Schönheit und Reichtum, Herz und Verstand in seltenem Maße zuteil geworden, Vorzüge, die sie befähigen, das Leben zu genießen, wie kaum ein Weib, und die nun, ehe sie noch recht zu leben begonnen, schon mit allem abgeschlossen hat und zu einem freudelosen Dasein verurteilt ist, um das sie auch nicht die Aermste aus dem Volke beneiden möchte.

Das ist Frau Schild, bei deren Namen auch die spitzesten Zungen verstummen, und die so rein, so fleckenlos dasteht, so hoch über dem Durchschnittsmaß jener Frauen, die man sonst zu Dutzenden antrifft, daß Sie, lieber Freund, nur ruhig jede Hoffnung schwinden lassen mögen, da etwa eine Eroberung zu machen, wie man sie in Bädern ja mitunter machen können

soll. Aber das ist eben autre chose, und darum ziehen Sie nur rasch den Pfeil aus der Wunde, die Gott Amor Ihnen geschlagen, und seien Sie auf schnelle Heilung bedacht, ehe er sich tiefer einbohrt in Ihr nur zu leicht zu entflammendes Herz.

Sitzt er aber, was ich nicht hoffen will, schon zu tief drinnen und läßt sich nicht so ohne weiteres entfernen, dann fliehen Sie, lieber Freund, fliehen Sie, so schleunig wie nur möglich aus dem Bannkreise dieser Zauberin, durch die Ihnen ja doch kein Heil erblühen kann, und kommen Sie hierher, wenn Sie sonst kein Plätzchen wissen, wo Sie ruhen können und genesen. Sie finden hier Verständnis für Ihre Leiden und liebevolle Teilnahme, wie Sie sich denken können, und beides soll in derartigen Fällen Wunder thun.

Und nun sagen Sie noch, daß Sie in mir nicht eine aufopfernde, hülfsbereite Freundin haben!

Doch Spaß bei Seite; mein Mann und ich würden uns herzlich freuen, Sie wieder einmal bei uns zu sehen, und vielleicht entschließen Sie sich,

nachdem Sie sich in Scheveningen an dem schönen Strande und der nicht minder schönen Frau Schild satt gesehen und satt geschwärmt haben, hierher zu kommen und ein paar Tage mit uns zu verbringen. Wir bleiben bis in den Spätherbst auf dem Lande, und Sie treffen uns jedenfalls noch hier draußen, wenn Sie der See Valet sagen. Sie sollen dann auch vor meinen Neckereien Ruhe haben, die ich mir freilich heute schon deshalb nicht versagen konnte, um Rache zu nehmen dafür, daß Sie glaubten, mich dupieren zu können.

Nun, nichts für ungut! Grüßen Sie Frau Schild bestens von mir, wenn Sie sie sehen, und nehmen Sie selbst viele herzliche Grüße von meinem Manne und Ihrer

immer getreuen Freundin

Adele.

XVII.

Was für eine merkwürdige Tretmühle doch das Leben ist!

Tag für Tag dreht sie sich in demselben Kreise und hält nicht einen Augenblick still!

Mag das Schicksal dem Einzelnen auch noch so tiefe, klaffende Wunden schlagen, mag es unser Herz zerreißen, daß wir glauben, alles müsse stillestehen um uns und vergehen, es dreht sich doch lustig im Kreise weiter wie zuvor, die Tretmühle geht ihren Gang und kriegt auch uns zwischen ihre Steine und mahlt uns glatt und gleich, daß von Rissen und Wunden bald nichts mehr zu sehen ist, und wir wieder weiter treten können unser elendes, sich stets gleichbleibendes Alltagsleben.

Wie man hier seine Zeit totschlägt, einen Tag wie den andern, mit Baden, Speisen an der Table d'hôte, Strandpromenaden, Konzerten auf der Terrasse des Kurhauses, etwas Lektüre, Briefeschreiben etc. etc.

Und wie wir wieder nebeneinander hergehen: sie, als ob sich nie etwas anderes in ihrem Leben zugetragen hätte, als was sich jetzt Tag für Tag vollzieht, und ich, wie wenn ich sie nicht liebte und nicht fest entschlossen wäre, sie mir zu erringen, jetzt erst recht, trotz ihrer eigenen Bitte und trotz der Warnung meiner Jugendfreundin vor ihrer unnahbaren Schönheit.

Aber wie rot sie doch wurde, als ich ihr Adelens Grüße überbrachte und ihr von meiner einstigen Gespielin erzählte!

Sie weiß jetzt, daß mir nichts mehr verborgen ist von ihren Verhältnissen, und daß die Schranken gefallen sind, die sie sonst gegen mich gezogen, indem sie mir ostentativ immer von ihrem Gatten gesprochen.

Das Gespenst schreckt mich nicht mehr, und jetzt, wo ich klar alles überblicke, wo ihr Inneres

offen vor mir liegt wie ein aufgeschlagenes Buch, und ich verstehe, was der Schatten von Schwermut zu bedeuten hat, der über ihre Augen gebreitet ist, jetzt weiß ich auch, was ich zu thun habe und kenne meinen Weg.

Und doch komme ich nicht von der Stelle, bin ich noch keinen Schritt weiter, als an dem Tage, wo ich den verunglückten Versuch gemacht habe, eine Entscheidung herbeizuführen. Sie hat eine neue Schutzwehr gegen mich aufgerichtet, hinter die sie sich flüchtet: meinen kleinen Freund Egon, den sie nicht von ihrer Seite läßt, sodaß ich nie wieder seitdem Gelegenheit hatte, mit ihr allein zu sein.

Aber ich gebe nicht nach, und ein heimlicher Ringkampf hat sich so zwischen uns entsponnen, unmerklich für jeden andern, außer für uns beide; aber mit Zähigkeit und Ausdauer, wenn auch unter der Maske vollständigen Gleichmutes und der größten Unbefangenheit geführt.

Jedoch, mag sie sich auch noch so wehren, nichts soll ihr helfen; nicht ihre flehenden Blicke, mit denen sie mich nur einmal entwaffnet hat,

nicht Thränen, noch Bitten. Ich muß handeln für uns beide und das Glück erkämpfen, für mich und sie, ehe es zu spät ist, ehe meine Kräfte in der Tretmühle des Lebens erlahmen, und wir beide wieder ganz von ihr erfaßt werden und zerrieben.

Aber kann meine Liebe je versiegen, die doch die Quelle meiner Kraft ist und der Born meines Lebens?



XVIII.

Herein!

Es ist ein Beamter aus dem Bureau des Hotels, der bei mir anfrägt, ob ich etwas dagegen hätte, in ein anderes Zimmer zu übersiedeln. Ursprünglich hätte ich nur beabsichtigt für vier Wochen Aufenthalt zu nehmen, und so wäre schon im voraus über die Stube weiter disponiert worden. Zufällig sei nun der neue Mieter verhindert gewesen, rechtzeitig einzutreffen, sodaß ich das Zimmer noch hätte behalten können; jetzt aber habe er seine Ankunft signalisiert, und es bliebe nun nichts anderes übrig, so leid es der Hotelverwaltung auch thäte, als mich zu bitten, doch nach der andern Stube umzuziehen.

Ich opponierte zuerst ein wenig. Auch noch umziehen, alle meine Sachen wieder einpacken! Diese Schererei!

Es sollte alles besorgt werden, und ich würde alles in der neuen Stube wieder vorfinden, so wie ich es mir hier eingerichtet hätte.

Man kennt das schon; es ist dann doch nicht so, und man hat seine liebe Mühe und Not, alles wieder in Ordnung zu bringen. Warum man denn dem neuen Gast nicht die Stube gäbe, in die ich jetzt soll?

Das ginge nicht, weil mein jetziges Zimmer mit einem Entree und einem Salon zusammenhinge, den der erwartete Gast ebenfalls gemietet habe.

Der Teufel hole den erwarteten Gast!

Aber meinetwegen möge man machen, was man wolle, mich übersiedeln oder nicht, nur möge man mich in Frieden lassen und die Sache bewerkstelligen, wenn ich nicht zu Hause wäre.

Gewiß, gewiß, das könne geschehen.

Und wie ich nach einem mehrstündigen Aus-

gange nach Hause komme, teilt mir der Portier die Nummer meiner neuen Stube mit, und ich wohne jetzt Wand an Wand mit ihr, nur durch eine einfache, dünne Thüre getrennt von ihrem Salon, durch deren Spalten der Lichtschein ihrer Lampe des Abends zu mir herüberdringt und ihre Stimme, ihre weiche, melodische Stimme.

Dann stehe ich, nachdem ich mich meiner Schuhe entledigt habe, um kein Geräusch zu machen, an der Thüre, und lausche mit verhaltenem Atem, wie sie sich mit Egon und seiner Bonne unterhält, wie sie ihn dann zu Bette schickt, und er ihr „Gute Nacht" sagt, höre, wie sie noch lange wach bleibt, lesend oder schreibend — was ich daran erkennen kann, wenn sie die Blätter umwendet oder die Feder in das Tintenfaß taucht — oder mit ihren leichten Schritten Zimmer durchmessend.

Manch' schwerer Seufzer löst sich dabei von ihrer Brust und schneidet tief in meine Seele.

Dann möchte ich die Thüre öffnen, die mich von ihr trennt, sie in meine Arme schließen und alles Leid, allen Kummer ihr hinwegküssen von

ihrer Stirn und ihren schönen, schwermutum-schleierten Augen.

Aber regungslos verharre ich an meinem Platze, bis sie die Lampe nimmt, und in ihre Schlafstube geht.

Dann entkleide auch ich mich rasch, schlüpfe in mein Bett, ziehe die Decke über den Kopf und schließe die Augen, um alle die sinnverwirrenden Bilder zu verjagen, die mich umgaukeln, und Ruhe zu finden, Ruhe, Ruhe!

Aber sie flieht mich beharrlich, und ich wälze mich auf meinem Lager hin und her und kann die Gedanken nicht los werden, die mir den Schlummer verscheuchen.

So nahe der Geliebten, glaube ich ordentlich den Duft zu spüren, der von ihr ausgeht, und ihren heißen Atem; glaube ich zu fühlen, wie ihre weichen, vollen Arme mich umschlingen, ihre wogende Brust an der meinen ruht und ihre schwellenden Lippen sich auf die meinen drücken in wilden, verlangenden Küssen.

Mit einem Satze springe ich aus meinem

Bette, reiße das Fenster auf und lasse mich durchblasen von der kalten, erquickenden Nachtluft.

Von der mondbeschienenen Ferne des Meeres kommen sanft gekräuselte Wellen langsam heran gegen die Küste, leise und unheimlich wie Nachtgespenster, die nichts Gutes im Schilde führen, und wieder ist es da, dieses heimtückische, merkwürdige „Etwas“, das sich um mein Herz klammert und es zusammenpreßt, daß ich aufschreien möchte vor Schmerzen.

Ach!

Sind es nicht Höllenqualen, die ich erdulde?

Und nicht die Kraft zu haben, das abzuschütteln, und der Sache ein Ende zu machen, so oder so! Wehrlos alles über sich ergehen zu lassen, und diese Leidenschaft nicht aus seinem Herzen tilgen zu können, und doch auch nicht imstande zu sein zu handeln, mit einem starken Griffe die dünnen Fäden alle zu zerreißen, die sie noch an ihren Mann ketten!

Wie lange wird das noch so fortgehen, werde ich das noch ertragen können?

Wie lange?

In acht Tagen will sie fort von hier, und bis dahin muß die Entscheidung gefallen sein, und alle diese Martern müssen ein Ende haben.

Und doch bangt mir vor dieser Entscheidung; obschon alles, was mich sonst hätte zurückschrecken können, beseitigt ist, und von einem Konflikt zwischen meiner Liebe und der Pflicht gegen ihren Gatten nicht mehr die Rede sein kann.

Sie liebt ihn nicht, und er liebt sie nicht.

Ich aber liebe sie mit der ganzen Glut meiner Seele, und ich glaube, sie liebt mich wieder, wenn sie sich auch noch wehrt und ankämpft gegen das Gefühl, das sich ihrer bemächtigt hat.

Aber warum von neuem wieder die Furcht, die Beklemmungen, die Angst vor dem, was kommen wird, nachdem ich mein Ziel so klar schon vor Augen gesehen und fest entschlossen war zu handeln? Ist es denn nicht das Glück, das mir winkt, nicht der helle, strahlende Tag? Und ist das Leben ohne sie mir nicht die Nacht, die finstere, nie endende Nacht?

Agir, c'est la manière des hommes!

Welche Dummheit, sich von so billiger Ro=

manweisheit bestimmen zu lassen! Was soll ich thun? Soll ich die Thüre sprengen, die mich von ihr trennt, in ihr Schlafzimmer dringen, sie mit Gewalt entführen, einen ungeheueren Skandal provozieren, das ganze Hotel auf die Beine bringen, und dann erst vermutlich das Gegenteil von dem erreichen, was meine Absicht war?

Da ist es doch besser und gescheiter, ich schreibe ihr.

Und warum sollte ich ihr auch nicht schreiben? Nur weil Herr Malot es für kindisch erklärt?

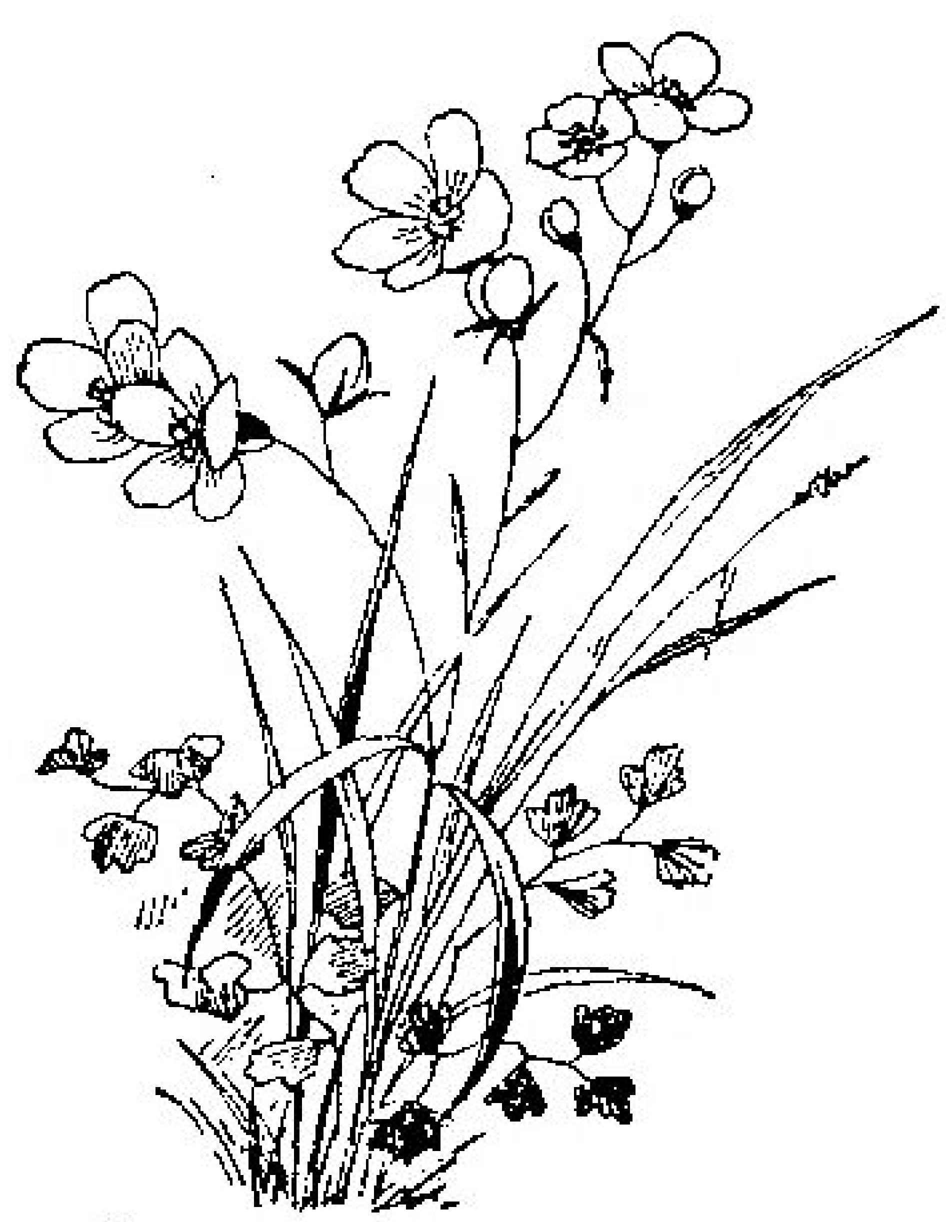
Aber es ist gar nicht so kindisch und das beste jedenfalls, was ich unter den gegebenen Umständen thun kann. Sie muß mich dann wenigstens anhören bis zu Ende und kann mit Thränen und Bitten mich nicht bewegen, zu schweigen, und nicht durch Blicke, die mich verwirren und mich ihr gegenüber willenlos machen.

Ja, ich hätte den Brief garnicht zerreißen sollen, den ich ihr vor ein paar Tagen geschrieben, und ich will rasch nachholen, was ich versäumt.

Ich schließe das Fenster, brenne meine Lampe

an, setze mich an mein Pult und schreibe an sie, bis die ersten Strahlen des neuen Tages sich durch die zugezogenen Fenstervorhänge hindurchdrängen.

Dann erst lösche ich die Lampe aus und lege mich zu Bett zu einem kurzen, unruhigen Schlummer.



XIX.

Ich habe meinen Brief gar nicht beendigt. Er blieb in meiner Mappe liegen den folgenden Tag, wie den zweiten und dritten Tag, und dann erst zog ich ihn wieder hervor und überlas noch einmal, was ich geschrieben.

Aber wie kindisch kam mir das nun alles vor, so einfältig, daß ich rasch die Mappe wieder zuklappte und sie in mein Pult verschloß.

Ich glaube, Malot hat doch recht. Schreiben — c'est à l'usage des enfants. Ich muß handeln. Aber zuvor muß ich doch noch reden mit ihr, unbedingt mit ihr reden.

Es ist die höchste Zeit!

Mit unheimlicher Schnelligkeit enteilen die Tage, kommt die Stunde heran, wo sie abreisen

soll, und wo sie mir entschwinden kann für immer.

Und nun ist sie gar noch einmal nach Zandvoort gefahren, um sich von ihren Freunden zu verabschieden, und übermorgen schon will sie fort, und ich sehe schon die Zurüstungen zu ihrer Reise, ein paar ungeheuere Koffer auf dem Korridor vor ihren Zimmern, in denen Egons Bonne eifrig herumhantiert.

Und noch immer ist nichts geschehen. Ich habe weder geschrieben, noch gesprochen, und nicht das Geringste, Kleinste habe ich gethan seit jenem Tage, als sie zum erstenmale von Zandvoort wiedergekommen.

Eine unbeschreibliche Angst hat mich erfaßt.

Mein Gott, kann ich sie so von hier ziehen lassen, ohne nur eine Hand, ohne nur den kleinen Finger zu rühren? Ist das nicht Wahnsinn, nicht Mord, den ich an mir selbst begehe?

Den sicheren Tod vor Augen zu haben, und nicht die Kraft zu besitzen, nach dem Tau zu langen, das sich mir bietet!

Ich muß an den Leichenzug denken, den ich

drüben im Dorfe gesehen und an die ernsten, wetterharten Gesichter der Fischer, die um einer Lappalie willen täglich den Kampf aufnehmen mit Wind und Wellen.

Und ich soll hier, wo es sich um Sein oder Nichtsein handelt, nicht den Mut finden zu reden?

Aber es ist, als ob ich ein vom Starrkrampf befallener wäre, den man eben begraben will. Ich sehe und höre alles, was um mich vorgeht, ohne mich rühren zu können, ohne imstande zu sein, auch nur das Geringste zu thun, um das Schreckliche zu verhindern.

Ich liege auf meiner Chaiselongue ausgestreckt, die kalte Cigarre im Munde und höre, wie sie daneben Egon mit seiner Bonne zu einem Spaziergange fortschickt, da sie selbst noch verschiedenes zu Hause zu besorgen hätte.

Aber ich rühre und rege mich nicht, und wahrscheinlich werde ich noch ebenso daliegen, wenn ich höre, wie man die Koffer drüben bei ihr fortschaffen wird, und sie selbst wegfahren und mir verloren sein wird — unwiederbringlich.

Aber jetzt springe ich auf, mit einem Satze empor, von einem plötzlichen Gedanken aufgerüttelt.

Und schon bin ich draußen auf dem Korridor und vor der Thüre ihres Salons.

Mein Herz schlägt mir zum Zerspringen und meine Pulse fiebern, als wäre ich im Begriffe ein schweres, gräßliches Verbrechen zu begehen.

Und jetzt klopfe ich an.

Ein kaltes „Herein" ertönt als Antwort, als erwarte sie etwa den Kellner oder das Stubenmädchen.

Ihre Stimme erschreckt mich. Mein Gott, was thue ich denn!

Aber es ist zu spät. Schon habe ich die Thüre geöffnet, und nun stehe ich ihr gegenüber — ihr allein — endlich.

Ich muß wohl etwas in meinem Wesen gehabt haben, wie von einem Raubtiere, das im Begriffe ist, sich auf sein Opfer zu stürzen. Denn unwillkürlich trat sie einige Schritte zurück, sowie sie meiner ansichtig wurde.

Ihre Wangen färbten sich kreideweiß. Erschrocken blickte sie mich an.

Aber nichts war mehr imstande, mir Einhalt zu thun.

Mochte sie ihre Arme wie abwehrend gegen mich ausstrecken, kaum, daß ich noch einige Worte gesprochen, mochten ihre bebenden Lippen sich öffnen, als wollte sie mich unterbrechen, mochten Blick und Miene mich anflehen, aufzuhören, abzulassen von meinem Wahnwitz — vergebens; den ungestümen Ausbruch meiner nur allzulange unterdrückten Leidenschaft für sie vermochte das alles ntchi zurückzudämmen.

Ich weiß nicht, was ich ihr gesagt; aber ich sah die Wirkung, die meine Worte auf sie übten.

Sie war erst bis an das äußerste Ende des Zimmers geflüchtet, als wollte sie sich den Rücken decken und sich verteidigen gegen mich. Aber jetzt ließ sie die Arme schlaff zu beiden Seiten ihres Körpers herabsinken, leise neigte ihr Haupt sich nach vorne, als erwarte sie jeden Augenblick den tötlichen Streich, der darnach geführt werden sollte, und ihr Auge, ihr unergründliches,

wundervolles Auge richtete sich auf mich, starr, zu Tode erschrocken, fassungslos.

Der Anblick brachte mich von Sinnen. Gelb und blau tanzte es vor meinen Augen, meine Zunge versagte, mühselig rang ich nach Atem.

Und jetzt, jetzt fühlte ich etwas Warmes vor meinem Gesicht, etwas Sammetartiges, Wohliges; und etwas Weiches, Schwellendes lag in meinen Armen, das ich an mein Herz drückte, in Wonneschauern.

Und ich hielt sie umschlungen und preßte meine Lippen auf die ihren in wahnsinnigen, wilden Küssen!

XX.

Und nun ist alles gut, und sie ist mein, unwiderruflich und für immer mein, und ich weiß es jetzt aus ihrem eigenen Munde, daß sie mich liebt.

Sie liebt mich, und Punkt 2 hat nun alle seine Schrecken für mich verloren, und keine Zweifel plagen mich mehr darüber, ob „die Beseligung der natürlichen Selbstliebe durch gewährte Gegenliebe“ an mir je sich erfüllen wird.

Ich bin in's Allerheiligste der Liebe gedrungen, alle Widerstände sind beseitigt, alle Konflikte aus dem Wege geräumt, und ich vermag sie nun endlich durchzusetzen, die Realisierung meiner Liebe, die seelisch-sinnliche Vereinigung mit der Geliebten.

Die Digue entlang und dann den Strand hinaus schreite ich mit raschen, vorwärtshastenden Schritten, weit, weit dahin bis zu der Stelle, wo ich einst von Kopfschmerzen geplagt im Sande gelegen, und wo mein kleiner Freund, unser „lieber Schneck" Egon, als ein unbewußter Prophet seiner Mutter ins Ohr geflüstert hatte: „Unser neuer Papa; das ist unser neuer Papa!"

Aber wo ist das mystische, unheimliche „Etwas", das ich sonst so oft gegen mich herankommen wähnte, von dem ich zu fühlen glaubte, wie es an mir emporkrabbelte wie eine ungeheure Spinne, und wie es mit seinen riesigen Fangarmen mein Herz erfaßte und zerdrückte?

Und wo ist die Falte des Unmuts, die ihre klassisch schöne Stirn durchfurchte, als ihr Söhnchen mit seinem vorlauten Geplapper sie so arg in Verlegenheit gesetzt hatte?

Der Wind heult, die See rast, und die Brandung donnert und rollt wie einst, als ich aus dem schwülen Ballsaale hier hinausgeflüchtet war in die schwarze Sturmnacht, von Qualen der Eifersucht gefoltert.

Wie damals ballen sich schwarze Gewitterwolken zusammen, durchzuckt von hellen, flammenden Blitzen, schallt der Donner über die weite, unendliche Meeresfläche dahin, schlagen große und schwere Tropfen mir ins Gesicht.

Aber ich kämpfe nicht an gegen Wind und Wetter, noch lasse ich mich davon verscheuchen. Das alles ist mir nichts mehr als ein schönes Schauspiel.

Mag ich naß werden bis auf die Haut; was ficht's mich an? Und mögen Hilferufe ertönen und Schiffe versinken, mir ist es gleich.

In meiner Seele hat nichts Raum mehr neben dem einen, seligen Gefühl, das mich ganz erfüllt: Sie liebt mich, ja sie liebt mich!

XXI.

Mit den ersten Strahlen der Morgensonne war ich wieder auf den Beinen und konnte es kaum erwarten, bis die Läden im Kurhaus und unter den Arkaden geöffnet wurden. Dann kaufte ich ein schönes Bouquet für sie und eine große Düte „Hopjes“ für Egon und schickte beides durch einen Diener ins Hotel.

Und dann nahm ich mein Frühstück auf der Terrasse am Kursaal und war so vergnügt und guter Dinge, daß es sogar dem guten Herrn Rüdinger auffiel, der sich an meinen Tisch gesetzt hatte und mit bestem Appetite ein Frühstück verzehrte, das für eine Familie von sechs Personen ruhig zugelangt hätte.

„Die Seeluft ist doch das Herrlichste, was es geben kann!“ meinte er. „Was für Hunger man da beständig hat!“

Natürlich fängt er auch wieder an von ihr zu reden und mich mit ihr aufzuziehen. Aber ich bin nicht in der Laune, mich über irgend etwas ärgern zu können, und ich pariere seine Sticheleien, ohne mich aufzuregen, und unterhalte mich so trefflich dabei, daß ich es garnicht merke, wie die Zeit vergeht, und daß es schon länger als zwei Stunden her ist, daß ich mit dem guten, alten Herrn hier beisammensitze.

Jetzt mache ich aber, daß ich heimkomme.

Ich eile die Treppe des Hotels empor, immer zwei, drei Stufen mit einem Satze nehmend, öffne die Thüre und stürze mich mit Ungestüm auf den Brief, der auf meinem Tische liegt.

Er ist von ihr, ich weiß es.

Ein feiner, zarter Duft geht von ihm aus, das ganze Zimmer erfüllend.

Meine Hände zittern, und ich bin vor Aufregung nicht imstande, die Enveloppe abzureißen.

Aber ich suche mich zu beherrschen.

Ich lege den Brief noch einmal auf den Tisch zurück und strebe erst ruhig zu werden, ehe ich ihn öffne.

Aber ich vergehe fast vor Ungeduld, während ich ihn noch einmal zur Hand nehme und dann langsam mein Taschenmesser hervorhole, um ihn zu öffnen.

Und nun ziehe ich die Blätter aus dem Couvert, zehn vollbeschriebene Seiten, und lese die Ueberschrift.

„Geliebter!“

Mich schwindelt bei dieser Anrede. Meine kühnsten Wünsche, der Traum, den ich kaum gehofft, jemals verwirklicht zu sehen, erfüllt in diesem einzigen, kleinen, unsagbar süßen Worte!

Und nun fange ich an zu lesen, mit stockendem Atem und fliegenden Pulsen.

„Geliebter!

Ich liege zu Bett. Die Aufregung, die Freude und der Schmerz haben mich danieder geworfen, und wir können uns heute nicht sehen. Und es ist vielleicht gut so. Noch brennen deine

Küsse auf meinen Lippen, noch fühle ich den Druck deiner Arme, die mich umschlingen, und ich möchte aufjubeln vor Freude und Seligkeit, und doch vergehe ich wieder vor Scham und Schmerz.

Ja, Geliebter, vor Scham und Schmerz! Ich habe die ganze Nacht wach gelegen und mich gewunden in meinen Qualen. Ich habe mit mir gekämpft und gestritten, nachgedacht und nachgedacht; aber ich kann nicht hinauskommen darüber, wie schwer ich mich doch gegen meinen Gatten vergangen, indem ich dir zu widerstehen nicht die Kraft hatte, und daß ich an allem Schuld bin.

Streite nicht dagegen, Geliebter! Ich bin an allem Schuld! Nie hätte ich die Sache soweit kommen lassen dürfen, wie sie gekommen, nie die Leidenschaft in uns zu solch erschreckender Größe anschwellen lassen dürfen. Ich sah die Flamme in dir emporlodern, immer höher und höher, und habe sie nicht im Keime erstickt, bin dir nicht ausgewichen, bin nicht geflohen — weil ich dich selbst ja liebte, weil ich zu schwach war,

diesem süßen, wonnigen Gefühle mich nicht hinzugeben, das ich nie zuvor noch gekannt.

Und doch schaudere ich, wenn ich daran denke.

O, mein Geliebter, wir dürfen uns nicht lieben, wir dürfen es nicht! Ich habe Pflichten und bin ja nicht mehr frei, wie damals, da ich meinem Mann die Hand gereicht, ohne auch nur einen Funken von Liebe für ihn zu fühlen, einzig nur, weil er reich war, weil meine gute Mutter es wünschte, und weil ich glaubte, ihr den Abend ihres Lebens verschönern zu müssen, indem ich alle Sorgen, alle Arbeit und Plage ihr von den Schultern nahm. Und wenn er nun oft lieblos gegen mich ist, so ist das doch nur die mir vom Schicksal auferlegte Buße, die wohlverdiente Strafe, die ich dafür erdulden muß, daß ich ihm Zuneigung geheuchelt und die Seine geworden — aus Berechnung.

Und schon deshalb dürfen wir uns nicht angehören. Ich muß dulden noch und tragen; denn meine Schuld ist noch lange nicht getilgt. Und habe ich sie denn jetzt nicht wieder ver-

größert, ins Unendliche vergrößert, indem ich dieser Liebe in meinem Herzen Raum gönnte und mich willig deinen, ach so süßen Küssen hingab und deinen wilden, stürmischen Umarmungen?

Und dann, bin ich nicht auch Mutter?

Er liebt Egon, und das Kind hängt an ihm mit einer zärtlichen, innigen Liebe. Darf ich dem Kinde seinen Vater rauben, und darf ich selbst meinen Sohn verlassen, und ihn andern, fremden Händen überantworten, die ihn gewiß rauh anfassen würden und ohne Liebe? Aber kann ich mich denn je von ihm trennen, von meinem Augapfel, dem einzigen, was ich doch habe auf Erden?

O sage nicht, daß ich dich nicht liebe, nicht wahrhaft liebe, wenn ich das Opfer für dich nicht zu bringen vermag. Ich liebe dich so heiß und innig, wie nur jemand lieben kann, in dessen Seele zum erstenmale dieses einzige, berauschende Gefühl gedrungen, und mit Freuden gäbe ich mein Leben für dich hin, nicht einmal nur, nein tausend, tausend Mal!

Aber ich muß leben, leben und leiden.

Und ist es denn nicht viel schwerer, qualvoller zu leben, ein Leben, wie ich es bisher gelebt und fortan es ertragen muß, als zu sterben, erlöst zu sein von allen Uebeln, allen Schmerzen? Ja, hätte ich dich nicht kennen gelernt, hätte ich nie erfahren, was die Liebe ist, was es heißt zu lieben und geliebt zu werden! Aber nun sich zu verzehren in heißer, brennender Sehnsucht nach dem Glück, das in meinem freudelosen Dasein bisher nie mir noch gelächelt, und doch nicht anders zu können, niemals imstande zu sein, es zu erreichen und zu wissen, daß es einem auf ewig, ewig soll verloren sein!

Ach, mein einzig teurer Geliebter! Versuche nicht, mich umzustimmen. Es wäre vergebens. Aber liebe, liebe mich! Liebe mich wie ein Bruder seine Schwester liebt, und ich will es dir ewig und bis an mein Ende danken. Zeige, daß du mich wahrhaft liebst, und daß du imstande bist, das größte, übermenschlichste Opfer für mich zu bringen, das ein Mann der Frau zu bringen vermag, die er anbetet. Lasse mich — und ich will dich segnen, und jeden Tag meines Lebens

im Geiste vor dir niedersinken und dir den Staub küssen von deinen Füßen. Lasse mich, lasse mich und mache mich nicht noch unglücklicher, verzweifelter, als ich es ohnehin schon bin. Lasse mich, ich bitte und beschwöre dich darum!

Wir werden uns noch einmal sehen; ich reise morgen um 11 Uhr, und um 1/4 11 Uhr bin ich mit meinem Egon in der Konditorei am Kurhause.

Und dann müssen wir scheiden, und dann muß ich dich zurücklassen, dich, du mein Glück und meine Sonne! Und was wird aus mir werden?

Aber ich muß es tragen, alles tragen um meines Kindes willen, und schon um dieses meines Kindes willen, das dich liebgewonnen, wie noch nie einen Menschen, außer seine Eltern, flehe ich dich an, sei stark, du Armer, sei stark!

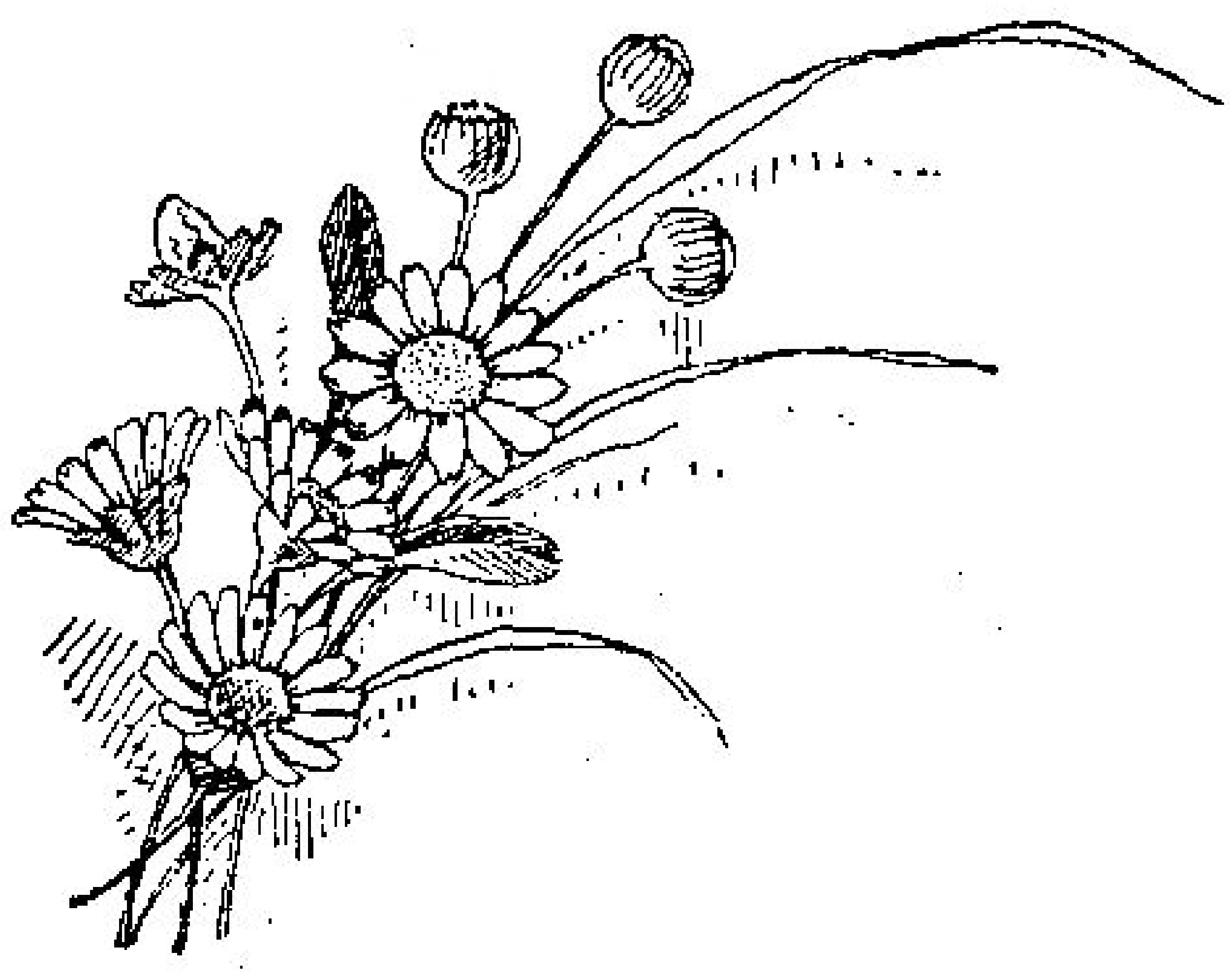
Sei stark und vergiß es nicht, daß, wenn ich dir auch niemals angehören kann, mein Herz doch bis zu seinem letzten Schlage nicht aufhören

wird, dich zu lieben, dich und nur dich allein!

Lebe wohl, mein Teurer, so überaus und innigst Geliebter, und nimm noch einmal und zum letztenmale viele zärtliche und heiße Küsse

von deiner, dich bis in den Tod liebenden,

unglücklichen
Maria."



XXII.

Sie ist fort — fort — fort!

Und ich habe sie ziehen lassen — natürlich!

Blasse, von Thränen gebleichte Wangen, rotgeweinte, verschwollene Augen, flehende Blicke, und nicht zu vergessen den Appell an unsere Großmut, an unser edles Herz — ein Leim, auf den wir Männer alle gehen ohne Ausnahme — wer vermöchte alledem zu widerstehen?

Aber das beste ist, daß man es wirklich glaubt, und es sich einreden läßt, man hätte wunder wie hochherzig gehandelt, und daß man sich so groß, so erhaben in diesem Gefühle vorkommt, daß man vor sich selber niederknieen und

weinen könnte über soviel Güte, soviel Selbstverleugnung und Adel der Seele!

Ich habe gezeigt, was wahre Liebe ist; denn ich habe das „schwerste, übermenschlichste Opfer gebracht, das ein Mann der Frau zu bringen vermag, die er anbetet“ — ich habe resigniert.

Was für ein großer Dulder bin ich!

Ein großer Dulder! Haha! Ein großer Dummkopf bin ich!

Das schwerste Opfer!

Als ob es nicht viel schwerer wäre, den Kampf aufzunehmen gegen alle die feindlichen Gewalten, die sich uns entgegenstellen, zu streiten für seine Liebe oder zu fallen!

Aber Entsagen ist viel edler, o weit, weit edler und weit, weit — bequemer für schwachherzige, feige Naturen.

Und ich habe entsagt!

Ich habe entsagt und — ich lebe.

Ich lebe und liege hier im weichen, feinen Meersande eingegraben an meinem Lieblingsplätzchen draußen auf der Düne und lasse mich

in Schlummer wiegen von dem Takte der sanft plätschernden Wellen.

Aber mein Kopf schmerzt mich wie einstens. Ich kann die Augen nicht öffnen, geblendet von dem aufdringlich hellen Lichte des breit über den Meeresspiegel gelagerten Sonnenballs, und kann doch auch den Schlaf nicht finden, den ich so heiß herbeisehne, immer wieder aufgeschreckt von dem Donnern der Brandung.

Ein dumpfer, schwerer, bleierner Druck lastet auf meinem Hirn.

Und mein Herz, mein Herz?

Zerdrückt, zernichtet!

Denn es ist gekommen, dieses heimtückische, mystische „Etwas“, dieses furchtbare Entsagen, und hat mein Herz umklammert und es zerpreßt und zerbrochen in tausend, tausend Stücke!

Xamm & Seemann, Leipzig.

Das **Leipziger Tageblatt**: „Der sehr spannend durchgeführte Konflikt“ u. s. w.

Die **Elbinger Zeitung**: „Kopf und Herz ist ein Werk, das nicht den Stempel der Alltäglichkeit trägt“ 2c. und zum Schluß: „aber interessant ist sein Roman dafür wohl mehr als die meisten seiner Genossen in der Litteratur von heute.“

Die **Bayerischen Verkehrsblätter**: „dessen feine Sprache und gut geschürzte Verwickelung ihn zu einem sehr lesenswerten 2c. Buch stempeln. Es soll betont werden und das ist heutigen Tages kein geringer Vorzug, daß er auch **Damen** ruhig in die Hand gegeben werden kann.“

Das **Hamburger Fremdenblatt**: „Der Roman verdient es (nämlich weit verbreitet zu werden), er stellt eine Lektüre dar, die den Geist und das Talent des Verfassers außer allen Zweifel stellt.“

Die **Dresdner Neuesten Nachrichten**: Von Theodor Duimchen, dem in Königswald bei Dresden lebenden und mit unserer Stadt rege geistige Beziehungen unterhaltenden Romanschriftsteller ist im Verlage von Rob. Friese, Sep.-Cto. in Leipzig, soeben ein Roman „Kopf und Herz“ erschienen, der sicher berechtigt ist, höheren Ansprüchen zu genügen, als nur den gewöhnlichsten, plattesten Unterhaltungsbedürfnissen zu dienen. Kopf und Herz des Lesers finden in der Lektüre des fesselnd geschriebenen Buches beide ihre Befriedigung, und wenn uns auch der Kopf oft der bevorzugtere Teil zu sein scheint; die Ansprüche des merkwürdigen Muskels, den wir Herz nennen, lassen sich nur allzuwillig beschwichtigen in der Unterhaltung mit einem so geistvollen Autor, wie es Duimchen ist, durch dessen Uebersiedelung in Dresdens nächste Umgebung unsere litterarischen Kreise gewiß um eine nicht gewöhnliche Physiognomie reicher geworden ist.

Die **Nordhäuser Zeitung**: „Wir empfehlen diesen Roman als treffliches Weihnachtsgeschenk für fühlende Frauen und denkende Männer.“

Stössel, Alfred, 1858-1922

Brandung Novelle

Leipzig 1895